



Berlin, den 7. Dezember 1901.

Transvaal.

Während im Deutschen Reich die öffentliche Meinung das britische Volk einen Haufen entmenschter Buschklepper schilt, den Earl Roberts einen Massenmörder, den Lord Kitchener einen feigen Schlächter und Herrn Josef Chamberlain das schlimmste Scheusal, das je des Himmels Sonne beschien, wird ringsum in ähnlichen Tönen gegen die politische Moral des Preußenstaates getobt. In Breschen sind polnische Kinder auf des Schulvorstehers Befehl geprügelt worden, weil sie nicht deutsch sprechen, deutsch beten wollten. Seht diese Barbarenhorde, heißt es darob in Europa, in Rußland sogar; seht sie, die so laut sich stets ihrer Gesittung rühmen, an der Arbeit: unschuldigen Kindlein wehren sie das Gebet in den Lauten der Muttersprache und peitschen den zarten Leib, in dem die zitternde Seele sich gegen die freile Absicht sträubt, das junge Pflänzchen aus den Heimathwurzeln zu reißen. In Galizien wirft man den Deutschen die Fenster ein, der Dichter Sientkiewicz, den der Zeitungsruhm Zolas und Mommsens nicht schlafen läßt, ruft in leidenschaftlicher Rede die gesammte Kulturwelt gegen das „Henkervolk“ auf, dessen Barbarentücke schändlich in Posen hause, und aus den Ländern selbst, in die der Polen gellende Stimme kaum dringt, schallen Flüche wider vorussische Brutalität zu uns herüber. Der Vorgang ist lehrreich; er zeigt, wohin die neue Mode geführt hat, die internationale Höflichkeit nicht mehr für nöthig hält. Was in Breschen geschah, beweist, daß der Plan, die Ostmark still und behutsam, durch Stärkung der deutschen Wirthschaftskraft, zu germanisiren, von der Regierung aufgegeben ist; sonst würde sie nicht Schulknaben als komplotirende Landesverrätther vor den Richter

schleppen, nicht mit Ruthenhieben den polnischen Fanatismus aufspeitschen und in Wochen die Saat vieler Lente vernichten. Doch wenn wir den gegen Kinder geführten Krieg auch für nützlich hielten: wir hätten kein Recht, über den ringsum entbrannten Zorn als über eine Kränkung zu klagen. Human ist der Versuch sicher nicht, kleinen Knaben und Mädchen das Nationalgefühl auszuprügeln; und wir fordern von der Politik unserer Nachbarn doch die höchste Humanität. Wir haben den Präsidenten, die Minister, Richter und Offiziere der französischen Republik eine Gaunerbande genannt, nennen die Leute, die Englands Geschäfte führen, jetzt eine Räuberhorde und juchzen dem Patrioten zu, der Spucknapfe mit Chamberlains Bild in den Handel gebracht hat. Jede Roheit wird, auch die pöbelhafteste, mit Jubel begrüßt, wenn sie sich gegen der Briten verhaßtes Volk richtet. Der moralische Zweck heiligt die Mittel. Zwar hat im preussischen Osten einst der Kritiker der reinen Vernunft gesagt: „Noch kein Philosoph hat die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Uebereinstimmung bringen, doch keiner auch bessere, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.“ Kant ist tot; es lebe der cant! Wir verlangen, daß andere Völker in ihrem politischen Handeln, in Frieden und Krieg, den Lehren feinsten Sittlichkeit folgen, und sind empört, wenn ihr Thun uns dem Moralebot zu widersprechen scheint. Ist da ein Wunder, daß wir mit dem selben Maße gemessen werden? Heute sind wir Barbaren, weil wir in deutschen Schulen ohne Erbarmen den Gebrauch der deutschen Sprache erzwingen wollen. Gestern war ganz Europa darüber einig, daß kein Volk jemals die eigene Ehre so besudelt hat wie das britische; ganz Europa, auch die Russen, die nach Finland blicken, die Italiener, die in ihre Schwefelgruben hinableuchten sollten, die Holländer, deren Kolonialgeschichte Multatuli mit tapferer Hand der Menschheit enthüllt hat. Es ist so schön, gegen die Schandthat großer Herren zu wettern, die fern von uns in fremden Ländern herrschen; schön und bequem. Dem Schreiber bringt solches Wüthen gefahrlose Erleichterung und lehrt den Leser vergessen, daß der zornige Moralprediger gegen die in der Heimath Mächtigen nicht ein armes Wörtchen zu stammeln wagt.

Nachgerade aber sollten in Deutschland sich die Rächternen fragen, ob es eines stolzen Volkes würdig ist, Jahre lang mit in der Tasche geballter Faust eine Nachbarnation zu schimpfen, die von ihrer Intelligenz, von dem persönlichen Muth ihrer Männer doch nicht geringere Proben gegeben hat als von ihrer strupellofen Eroberergier. Beschämt mußten wir das warnende Wort eines Franzosen hören, der seinen Landsleuten zurief, wenn ihnen die

Kraft fehle, den Schwachen Hilfe zu bringen, dann sollten sie sich auch vor roher Kränkung des Starken hüten. Vor zwei, vor anderthalb Jahren noch war es möglich, die Unabhängigkeit der Buren zu retten und England in Südafrika eine Niederlage zu bereiten, von der es sich in Jahrzehnten nicht erholt hätte. In Egypten, in Tonkin und Tunis, auf Madagaskar und vor Fashoda hatte Frankreich britischen Uebermuth und britische Ränke kennen gelernt und einen jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England angesammelt, den der Burenkrieg mit seinen Schrecken zu leidenschaftlichem Ausbruch trieb. Keine Regierung, keine wehe Erinnerung an alte Wunden wäre stark genug gewesen, die Franzosen vom Eintritt in einen antibritischen Truist zurückzuhalten, der sich das Ziel gesetzt hätte, in Südafrika Ruhe zu gebieten. Und gern hätte Rußland die Gelegenheit benützt, die ihm erlaubte, ohne in finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen, das Feuer des britischen Leun ein Wischen zu dämpfen. Kein Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der mitteleuropäischen Großmächte hätte genügt, um das von Truppen entblöhte Inselreich unter das Gebot zu beugen: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland, als dem nach früherem Bekenntniß am Meisten in Südafrika interessirten Kolonialstaat, wurde das Losungswort erwartet, Wochen lang — mögen schlecht unterrichtete oder unaufrichtige Diplomaten es noch so oft leugnen — sehnüchtig erwartet. Der Deutsche Kaiser aber schickte den zur Fahrt nach dem Kriegsschauplay eingeschifften englischen Dragonern seinen Glückwunsch und ließ seiner Großmutter und seinem Onkel den Ausdruck freudiger Theilnahme an dem Erfolg der britischen Waffen übermitteln, die den Burengeneral Cronje bezwungen hatten. Wir sind zu schwach, raunten die Eingeweichten, und müssen den Schein der Freundschaft mit England wahren, bis wir die große Flotte haben. Die Gelegenheit war versäumt. Heute kann keine englische Regierung den Krieg, der so ungeheure Opfer gekostet hat, mit einer Niederlage enden lassen; und erst in der Stunde höchster Lebensgefahr würden die Zweifler merken, was das britische Weltreich vermag, das größte, das die uns bekannte Geschichte je sah, das Reich, das den fünften Theil der Erdoberfläche umfaßt und ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern zählt. Herr Webb, der sozialistische Historiograph der Gewerkschaften, hat neulich offen gesagt, nicht die Kapitalisten nur, sondern auch die Arbeiter seien für den Krieg und neunundneunzig von hundert Engländern forderten die Annexion der Burenstaaten. Noch schärfer hat sich Herr Bernhard Shaw, der geistreichste Publizist der Fabier, ausgesprochen; er ist für den

Krieg, weil er die im Randgebiete des Baallandes ruhende Milliarde als einen Kulturfactor betrachtet, den man nicht einem rückständigen, abergläubigen Bauernstamm überlassen dürfe. Heute glaubt auch keine europäische Großmacht mehr, das Deutsche Reich werde sich einer antibritischen Koalition anschließen. Das ist vorbei. Wie lange aber soll das ohnmächtige Reifen noch währen? Gewiß ist's ein frecher Erobererkrieg, den wir erleben. Doch das selbe Urtheil kann man mit dem selben Recht über sehr viele Kriege fällen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtsbücher leuchtet. Alle koloniale und der größte Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub, — wenn man so unzärtlich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotensstolz von ruhmreichen Waffenthaten zu sprechen. Kein Staat ist „sittlich berechtigt“, Chinesen, Hindus, Nigger oder Südseeinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen; das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohlstand zu verbreiten, und diese Pflicht glauben auch die Briten jetzt zu erfüllen. Wie wenig Politik mit Gerechtigkeit und Moral zu schaffen hat, wußte schon Preußens großer Feig, der lächelnd dem Worte Pitts zugestimmt hätte, daß bei strenger Wahrung der Gerechtigkeit keines Reiches Macht auch nur einen Tag überdauern würde.

Die zähe Tapferkeit der Buren, deren Reihen nur der alte Herr Krüger mit seinen Reichthümern vorsichtig entlaufen ist, verdient jede Bewunderung. Diese Männer und Frauen sind unkultivirt, aber sie kämpfen und leiden wie Helden der mythischen Zeit und es ist nur natürlich, daß den so großartigem Ringen Zuschauenden das Blut in die Schläfe steigt, wenn sie hören, wie die Kinder dieser Kämpfer bei schlechter Nahrung und Pflege langsam dahinsiechen. Auch der Spott über die Untüchtigkeit des englischen Heeres, die Schadenfreude an seinen Schlappen ist leicht zu begreifen. Nur sollte man sich nicht bis zu rüder Schimpfrede erniedern. Die sittliche Beschaffenheit ihrer Minister und Heerführer mögen die Briten prüfen; uns braucht sie nicht zu bekümmern und wir thäten besser, vor der eigenen Thür zu kehren, statt uns gestern Frankreich und heute England als eine Verbrecherhöhle schildern zu lassen. Das Geheul machtloser Wuth bringt den Buren keinen Gewinn, den Deutschen keine Ehre. Ueber den Vorschlag, die Engländer zu ächten, aus Lohn und Brot zu jagen, ihnen nichts zu verkaufen und abzukaufen und sie so lange aus der Menschengemeinschaft zu scheiden, bis sie das Burenland räumen, über solchen Versuch eines internationalen Boykotts ließe sich reden, wenn er durchführbar wäre und Wirkung verheißte. Kraftaufwand ohne Wirkung aber ist lächerlich. Was hat das Wüthen denn

schon erreicht? Die Stellung Chamberlains war geschwächt. Er hatte sich im Ministerrath dafür verbürgt, daß die Buren nicht fechten würden; die Drohung mit Waffengewalt, sagte er, wird genügen, um die Leute unseren Wünschen willfährig zu machen. Das war ein Irrthum: der damals noch allmächtige Präsident Krüger glaubte, bestimmt auf die Hilfe des Deutschen Reiches rechnen zu dürfen, das der Kaiser in seiner Depesche eine der Südafrikanischen Republik „befreundete Macht“ genannt und dessen Bundesgenossenschaft er in Aussicht gestellt hatte, und diese Hoffnung übertönte im Sinn der Bedrängten jede abmahrende Stimme. Chamberlains Schuld also wars, daß der Krieg ohne ausreichende Vorbereitung, mit untauglichem Werkzeug begonnen wurde. Oft genug haben Kollegen und Gegner ihm diesen verhängnisvollen Fehler vorgeworfen und die konservative Partei hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie ihm nicht die Nachfolge Salisburys anvertrauen will. Die Erkenntniß des Möglichen und des Unmöglichen, sagt Mommsen irgendwo in der Römischen Geschichte, unterscheidet den Helden vom Abenteuerer. Chamberlain hatte das Unmögliche für möglich gehalten und galt nur noch als ein gewandter Abenteuerer. Jetzt ist er wieder der nationale Held, dem, auch wenn er sich in der Hitze einmal übereilt, ein ganzes Volk begeistert jubelt und der hoffen darf, im Bunde mit Rosebery künftig Englands Geschicke zu leiten. Die Wendung war zu erwarten. Der Minister, dem das feindliche Ausland als dem rücksichtslosesten Vertreter des Imperialismus flucht, muß den Volksgenossen der repräsentative Mann scheinen, der vom Genius der Rasse geweihte Retter aus Noth und Gefahr.

Noch will der Britenstolz sich in den Gedanken an eine ernste Gefahr nicht schicken; aber den Krieg sähe er gern mit Anstand beendet. Die Goldkönige versammeln sich täglich zum Südafrikanischen Diner — fünf Pfund das Couvert ohne Wein — und trinken auf baldige Heimkehr in die Gefilde der Seligen. Doch auch ihre Stirn flieht nicht die Sorge; wer weiß, ob die verschreckten Kaffern, auf die der Betrieb angewiesen war, je wieder in die Minen zurückkehren und ob, wenn der Krieg noch lange dauert, nicht selbst das reiche England einen Krach erlebt, der die künstlich gestützten Kurse des Goldmarktes über Nacht unrettbar sinken läßt? Wohl muß eines Tages den Buren der Athem ausgehen. Diese Hoffnung hat aber schon oft getäuscht und kann noch eine Weile täuschen. Und einen Zustand gesicherter Ruhe brächte auch die völlige Unterwerfung der beiden um ihre Freiheit kämpfenden Republiken nicht; das Feuer würde fortglimmen und bei jedem Windhauch aus der Asche schlagen. In beiden Lagern wissen die trügender Illusion unzugänglichen Geister kaum

noch, was sie wünschen sollen. Diesen psychologischen Moment sollte die deutsche Politik benutzen, um einen Krieg zu enden, der ohne ihre Mitschuld nicht entbrannt wäre. Die Briten können den Freistaaten die geforderte Unabhängigkeit nicht gewähren und die Buren werden nie aufhören, nach der Befreiung aus englischem Joch zu streben. Dennoch ist eine Basis denkbar, auf der ein Dauer verheißender Friede geschlossen werden könnte. Wenn den Buren nur das Land bliebe, der weite Bezirk der Farmen, die Möglichkeit, ungestört Korn und Wein zu bauen und Vieh zu züchten, nach alter Sitte, nach eigenem Recht und Gesetz zu leben: sie wären zufrieden. Den Engländern aber siele das ganze Minengebiet zu, der Rand mit den Städten Johannesburg und Pretoria. Diesen Boden hat ihre Thatkraft erobert; hier haben sie eine Riesenindustrie geschaffen, deren werthvollste Schätze erst noch zu heben sind. Ihnen kann das Acker- und Weideland, auf dem ein geknechteter Stamm stets Rache gegen sie sinnen würde, keinen Vortheil bringen; und die Buren könnten froh sein, wenn sie jeder Gemeinschaft mit dem Goldlande ledig würden, dessen korrumpirende Wirkung sie schon empfunden haben. Durch solchen Friedensschluß, der dem Anspruch der Vernunft und des berechtigten Interesses genüge, wäre keins der beiden Völker entehrt. Salisbury ist ein verbrauchter Mann, der neulich einschloß, während der belgische Gesandte in einer Wochen lang vergebens erbetenen Unterredung ihm wichtige Dinge vortrug; von ihm ist keine Initiative mehr zu erwarten. Die jüngeren Staatsmänner aber, Balfour und Chamberlain, werden sich dreimal überlegen, ehe sie einen Vorschlag ablehnen, der ohne Schmach aus dem dunklen Engpaß führt und Großbritannien endlich wieder gestattet, anderer drängenden Aufgaben zu denken. Werden die Engländer Herren am Vaal und am Oranje, dann haben sie mindestens auf ein Menschenalter hinaus mit der Zähmung der Besiegten zu thun und müssen immer fürchten, in einem neuen Aufstand ganz Südafrika zu verlieren. Wird das englische Kapital aber aus dem Minenbezirk verjagt, dann spürt Europa den Erdstoß. Eine leise und taktvoll angebotene Vermittlung hätte die beste Aussicht auf Erfolg. Will Keiner sie wagen? Keiner versuchen, für die Buren zu retten, was noch zu retten ist, und den Ruhm des peacemaker zu ernten, der Europa die Ruhe wiedergiebt, dem größten und reichsten Imperium aus einer Klemme hilft und endlich, endlich dem langen Gerede die That folgen läßt? Aus Deutschland kam der Funke, der den Brand entfacht hat; Deutschland hat die Pflicht, Alles zu thun, was die gefährliche Feuersbrunst erstickern könnte.

Kriminalistische Kezereien.*)

Da die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit durch Wiedervergeltung oder Zufügung eines Strafübels als Zweck der Kriminaljustiz wegfällt, so sollte eigentlich von Strafen, sofern man darunter eine poena oder Pein versteht, gar nicht mehr die Rede sein. Da wir jedoch vorläufig für die mit dem Verbrecher vorzunehmende Kur keine andere Bezeichnung haben, so wollen wir uns nicht in unnütze Konflikte mit dem Sprachgebrauch verwickeln.

Von den übrigen Zwecken der Kriminaljustiz ist die Abschreckung der zweifelhafteste. Sie wirkt nur bei dem Verbot von Handlungen, die gar nicht verbrecherisch sind und zu denen weder Noth noch Leidenschaft treibt, von Handlungen, die nur der öffentlichen Ordnung wegen verboten werden, also bei Polizeiverboten; nur ist für solche Zwangsmittel zur Regelung des Straßen- und sonstigen Verkehrs der Ausdruck Abschreckung zu stark, weil es nichts Schreckliches dabei giebt. Wenn man eines schönen Abends vor seinem gewöhnlichen Spazierwege eine Tafel findet mit der Inschrift: Das Betreten dieses Weges ist bei fünfzig Mark Strafe verboten, so flucht man zwar vielleicht, aber wenn man kein verrückter Engländer ist, wählt man einen anderen Weg. Man darf sagen: Polizeiverordnungen werden im Allgemeinen beobachtet, wenn sie nicht so unvernünftig sind, daß sie selbst den geduldigsten Philister wild machen oder die Betroffenen in eine unmögliche Lage versetzen. Dagegen helfen Strafandrohungen gegen wirkliche Verbrechen nie oder fast nie. Noth bricht Eisen: wie viel leichter die Fessel einer bloßen Drohung! Die Leidenschaft ist blind und taub auch gegen Gefahren:

Ha, Seladon! Wenn damals aus den Adsen
Gewissen wär' der Erde schwerer Ball,
Im Liebesknäuel mit Julien verwaschen —
Du hättest überhört den Fall,

ruft Schiller dem Moralisten zu. Das Selbe gilt von der Erregung durch Zorn, Rachsucht, gekränkten Stolz. Dem Gewohnheitsverbrecher, der alle ihm drohenden Strafen ganz genau kennt, bereitet es keinen geringeren Genuß, den ihm nachspürenden Kriminalkommissarius irrezuführen, als Diesem das Auffpären; und der ehrliche Geschäftsmann findet neben dem durch Geseze zugestopften Loth stets ein neues, durch das er seiner Beute nachschlüpfen kann. Wenn Volkslaster oder verbrecherische Gewohnheiten verschwinden, so ist Das niemals die Wirkung von Strafen. Berauschung, die heute unter Umständen kriminel behandelt wird, war vom fünfzehnten bis zum acht-

*) S. „Zukunft“ vom 7. September, 5. Oktober und 16. November.

zehnten Jahrhundert im germanischen Europa allgemeine Sitte der Vornehmen. Vom Junker Hans von Schweinichen bis zu jenen würdigen englischen Gentlemen, die bei jeder Wahlzeit den ersten Vokal auf das Wohl Seiner Majestät zu leeren pfliegten, war es Sitte, am Morgen die Rausche des vorigen Tages zu verzeichnen, und weniger als einen gab es nie. Wenn ein pariser Cavalier als Gesandter an den frommen kurfürstlichen Hof geschickt werden sollte, mußte er sich vorher im Saufen trainiren, sonst lag er jeden Tag zu der Stunde, wo er Gelegenheit hatte, seinen Auftrag anzubringen, bewußtlos unterm Tisch. Wer hätte die Allerhöchsten und Durchlauchtigsten Herren mit Kriminalstrafen zur Vernunft bringen sollen? Sie wurden von selbst vernünftig, als die vom höheren Beamten- und Bürgerstande gepflegten wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen und politischen Interessen in ihre Kreise eindringen und einen besseren Geschmack erzeugten. Diebe wurden in England bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gehängt; aber alles Hängen machte die Diebstähle nicht seltener. Heute stiehlt nur noch das Lumpenproletariat; der Arbeiter ist ein unterrichteter und anständiger Mann von feinem Ehrgefühl, bei dem es keiner Abschreckungsmittel bedarf. Die Abschreckung ist also zwar ein an sich vernünftiger Zweck der Strafjustiz, aber von so untergeordneter Bedeutung, daß wir sie unberücksichtigt lassen können.

Die Besserung des Verbrechers würde der wichtigste Zweck sein, wenn sie allgemein möglich wäre. Meiner Ueberzeugung nach ist sie es aber nur selten. Zwar irrt Schopenhauer, wenn er den Charakter für angeboren hält; aber Temperament und Gemüthsart sind wirklich angeboren; und der Charakter, obwohl erworben, ändert sich vom zwanzigsten Jahre ab nicht mehr; wer bis dahin charakterlos geblieben ist, erwirbt nachträglich keinen mehr. Die großen Sünder, die große Heilige geworden sind, waren schon vor der Bekehrung, vor ihrer Umkehr, edle Menschen; nicht sich, sondern nur die Richtung ihres Lebensweges haben sie geändert, nachdem sie die zuerst eingeschlagene Richtung als falsch erkannt hatten. Von den Verurtheilten sind die Einen gute Menschen und durch ihr Vergehen, selbst wenn es eine wirkliche Uebelthat war, nicht schlecht geworden; sie bedürfen also keiner Besserung. Andere haben allerdings durch schlechte Erziehung, durch schlechten Umgang, durch widrige Verhältnisse und Schicksale, meist auch in Folge ihrer Unwissenheit eine Verschlechterung ihrer ursprünglich guten Anlage erlitten, die gehoben werden kann, so daß bei ihnen eine Besserung möglich ist; aber das Mittel dazu wäre die Versehung in andere Lebensverhältnisse, verbunden mit längerer zweckmäßiger Belehrung. Die zweite mag ja in solchen Gefängnissen, die sich eines sehr liebevollen und zugleich sehr verständigen und weisen Seelsorgers erfreuen, den Häftlingen zu Theil werden; aber da sie

dann in ihre alten, ja, in schlimmere Verhältnisse zurückkehren, kann der in ihr Herz gepflanzte gute Keim nicht aufgehen. Bei Kindern und Jugendlichen endlich handelt es sich nicht um Besserung, sondern um die Bildung des noch nicht vorhandenen Charakters, also um Erziehung. Dem ist ja nun in Preußen durch das Gesetz über Fürsorgeerziehung, das man als einen wirklichen Fortschritt der Vernunft und der Humanität begrüßen muß, einigermaßen Rechnung getragen worden.

Weit wichtiger als die problematische Besserung des Verbrechers ist der Schutz des Publikums vor ihm. Daß unsere Kriminaljustiz diesen Zweck theils schlecht, theils gar nicht erfüllt, wird allgemein beklagt. Die Herren Verbrecher pflegen es der Polizei nicht anzuzeigen, wenn sie einen Einbruch vorhaben, und die Polizei kann weiter nichts thun, als das Faktum konstatiren, registriren, der höheren Instanz berichten und die näheren Umstände ermitteln. Dann sucht sie den Verbrecher, findet ihn wohl auch manchmal, aber durchaus nicht immer, und bewirkt seine Verurtheilung, die jedoch nicht viel nützt. Der Kerl wird eingesperrt und dann wieder auf die Bevölkerung losgelassen. Ein drei Zoll langes Rappel darf nicht ohne Maulkorb herumspaziren und muß an der kurzen Leine geführt werden; einige hundert oder gar tausend Kerle dagegen, von denen man weiß, daß sie vom Verbrechen leben und sich aus einem Mord kein Gewissen machen, verkehren ohne Handschellen an der sehr langen und lockeren Leine der Polizeiaufsicht in der Großstadt.

An die Erfüllung des wichtigsten Zweckes: die Schadloshaltung des Geschädigten, denkt die heutige Strafjustiz überhaupt nicht. In einfachen Kulturzuständen, wo Leben und Denken noch durch keine Sophistil verdorben sind, ist Das die Hauptsache gewesen. Manchmal kommt es ja auch heute noch vor, aber meist nur in Fällen, wo nicht ein Verbrechen, sondern nur eine polizeiwidrige Unterlassung, zum Beispiel der Treppeneleuchtung, die Schädigung verursacht.

Mit dieser Bemerkung ist zugleich ein anderer Hauptfehler der heutigen Strafjustiz aufgedeckt: das Vorkerrschen der Gefängnißstrafe. Sie ist die unzuweckmäßigste, die man sich denken kann. Wenn ein Mensch einen anderen an seinem Eigenthum oder an Leib und Gesundheit geschädigt hat, so müßte doch die Obrigkeit, wenn sie sich überhaupt um den Vorfall kümmert, vor Allem dafür sorgen, daß der angerichtete Schade möglichst wieder gutgemacht würde. Statt so zu handeln, sperrt sie den Uebelthäter ein, verpflegt ihn auf Kosten der Steuerzahler, fügt also zur ersten Schädigung eine zweite und oft noch eine dritte und vierte, aus der sich ein ganzer Weichselzopf von Uebeln entwickelt. Denn wenn der Verurtheilte der Ernährer einer Familie war, wird diese durch seine Einsperrung des Unterhaltes beraubt und ins Elend gestoßen, er selbst aber nach seiner Entlassung einer Lage

überantwortet, die ihn oft in die Unmöglichkeit versetzt, auch nur seine eigene Person durchzubringen, so daß er zum gewerbmäßigen Verbrecher wird. Wenn sich bei politischen Verurtheilungen die „Genossen“ des Verurtheilten und seiner Familie annehmen und so jedesmal der wirthschaftlichen Vernichtung einer Anzahl von Personen vorbeugen, wenn demnach die Gefängnißstrafen nicht in dem Umfange pauperisirend und demoralisirend wirken, wie sie eigentlich müßten, so ist Das wahrlich nicht ein Verdienst der Justiz. Und die Gefängnißstrafen sind nicht allein unzweckmäßig, sondern an sich unvernünftig; denn es besteht kein vernünftiger Zusammenhang zwischen Strafe und Verbrechen. Das jus talionis: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Strieme um Strieme, war roh und beruhte auf dem Grundsatz der Wiedervergeltung, den wir unhaltbar gefunden haben; aber unvernünftig war es nicht, denn es entsprach einem rohen Gerechtigkeitsgefühl und es mag auch den Zweck der Abschreckung einigermaßen erreicht haben, jedenfalls besser als unser heutiges Strafverfahren. Doch welcher Zusammenhang besteht zwischen einer eingeschlagenen Nase und einem Jahre Gefängniß? Und wie kann man ein Jahr Gefängniß als Aequivalent für hunderterlei verschiedene Dinge, Bertwundungen, Diebstähle, Betrug, fahrlässige Eide, Majestätbeleidigungen, Schugmannsbeleidigungen, Kränkungen der Jungfrauenehre, behandeln? Und wo ist der Maßstab, an dem man in allen diesen verschiedenen Fällen die gebührende Länge der Strafe abmessen könnte? Für Geldstrafen giebt es Maßstäbe, da die meisten Schädigungen in Geld berechnet werden können. Ist zum Beispiel der Ernährer einer Familie ermordet worden, der jährlich dreitausend Mark verdiente, so beträgt der materielle Schade beim dreiprozentigen Zinsfuß hunderttausend Mark; der den Herzen der liebenden Verwandten zugefügte Schade, der übrigens manchmal nicht sehr groß ist, kann freilich weder abgeschätzt noch vergütet werden, aber die irdische Obrigkeit ist immer nur zu Dem verpflichtet, was in ihren Kräften steht; dazu ist sie aber auch wirklich verpflichtet. Es ist, wenn ich mich recht erinnere, Havelock Ellis, der sagt: wenn die Richter die zu verhängenden Gefängnißstrafen auswürfelten, würden die Urtheile genau so weise ausfallen wie jetzt, wo Gesetzgeber und Richter so viel Kopfzerbrechen auf die Lösung des Räthfels verwenden, wie viele Tage, Monate oder Jahre jeder einzelne Missethäter in jedem einzelnen Fall verdiene. Als die grausamen Leibesstrafen, die Auspeitschungen, die Verstümmelungen, das Blenden, Brennen und Foltern und die qualifizierte Todesstrafe durch Gefängnißstrafen ersetzt wurden, war Das ein ungeheurer Fortschritt der Humanität. Alle Verbrecher unbestraft laufen lassen und alle ohne Ausnahme köpfen: Das ging nicht; und einen anderen Ausweg vermochte man nicht zu sehen; so blieb vorläufig nichts übrig als das Gefängniß. Das aber kann bei seiner Unzweckmäßigkeit und Naturwidrigkeit eben nur

ein Provisorium sein, besonders, da es heutzutage auch gar nicht mehr human ist. Für den Strolch schon, der es sich als ersehntes Winterquartier zu verschaffen weiß, wie man oft geklagt hat; aber für die Meisten ist es sehr inhuman der heutigen sozialen Folgen wegen, die in früheren Zeiten nicht eintraten, und für sehr Viele, namentlich für alle Gebildeten und für Leute von lebhafter Phantasie und starkem Thätigkeitsdrang, ist es an sich inhuman, ja, die größte Grausamkeit: eine immerwährende Peinigung, die zugleich demoralisirt; ganz abgesehen von allen den kleinen Peinigungen und Gesundheitsschädigungen durch schlechte Luft, schlechte Kost und schlechtes Nachtlager. Ich wenigstens weiß bestimmt, daß mich Einsperrung körperlich krank und halb oder ganz wahnsinnig machen würde und daß ich im Fall einer Verurtheilung die augenblicklich zu vollstreckende Todesstrafe als eine Wohlthat ansehen würde, denn ich vertrage schlechterdings keine Freiheitsberaubung. Für kräftige junge Leute ist eine Tracht Prügel sehr viel humaner als selbst die kürzeste Haft, — womit aber nicht etwa die Wiedereinführung der Prügelstrafe empfohlen werden soll.

Der größte Fehler unserer Strafjustiz aber ist ihre Uebergeschäftigkeit. Sie tritt viel zu oft in Thätigkeit und straft viel zu viel. Ihre Thätigkeit müßte eingeschränkt werden durch Erweiterung der Kompetenz der Selbsthilfe, der Schiedsgerichte und der Polizei, durch Zuweisung gewisser Kriminalfälle an das Civilgericht und durch Einengung des Kreises der strafrechtsmündigen Personen. Ein großer Theil der Uebel, an denen die modernen Staaten krank sind, geht aus dem Staatsbegriff hervor. Diesen hat man von der Polis des klassischen Alterthums abgezogen, ohne zu bedenken, daß für Gemeinwesen von zehn bis fünfzig Millionen Mitgliedern andere Lebensgesetze gelten müssen als für solche von zehntausend bis hunderttausend, wo es übrigens auch noch funterbunt genug zugegangen ist. Der moderne Rechtsstaat, in dem zehn Millionen Männer das selbe Recht in Beziehung auf den Staat und vierzig Millionen Männer, Frauen und junge Leute das selbe Recht vor Gericht haben sollen, ist ein Un Ding und eine Lüge. Er ist ein Un Ding, denn es ist unmöglich, daß bei einer so großen Anzahl von Menschen, die sich in so verschiedenen Lagen befinden, Alle die selben Beziehungen zu einander haben und in dem selben Verhältniß zu einander stehen könnten, und Das besagen doch die Ausdrücke: politische und Rechtsgleichheit.*) Und er ist eine Lüge. Wir wollen nicht von den politischen Rechten reden und nicht fragen, wie es in der Praxis mit dem Wahlrecht des Gutstagelöhners steht, mit seinem

*) In der Politik 4,2 läßt Plato den Sokrates sagen, ein Gemeinwesen mit bedeutenden Vermögensunterschieden sei nicht ein Staat, sondern ein Gemenge mehrerer einander feindlichen Staaten; dieser Fall trete immer ein, wenn der Umfang des Gemeinwesens ein gewisses Maß überschreite.

Recht auf das Amt eines Geschworenen, mit dem Recht seines Sohnes auf Offizierpatente und Ministerportefeuilles, und ob der Zugang zu den hohen Staatsämtern wirklich bloß von der Begabung und der Tüchtigkeit abhängt. Wir bleiben bei der Gleichheit Aller vor dem Richter und erinnern uns daran, wie schwer oft die sogenannten Ausschreitungen von Strikenden gehandelt werden, obwohl sie meist nur unentbehrliche Mittel zur wirksamen Ausübung des Koalitionsrechtes sind, und wie mild manchmal sehr grobe Verletzungen der Arbeiterschutzgesetze bestraft werden, obwohl an deren genauer Durchführung Leben und Gesundheit von Hunderttausenden und die zukünftige Volkskraft hängt. Und weiter sei daran erinnert, daß die meisten den herrschenden Klassen Angehörigen schon diese beiden angedeuteten Arten von Prozessen an sich für eine unerträgliche, demnächst zu beseitigende Anomalie ansehen; sie wollen ihren Arbeitern nicht gestatten, sich zu koaliren, und wollen wegen Dessen, was sie auf ihrem Landgute, in ihrer Fabrik, in ihrer Grube anordnen oder zulassen, von keiner Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden. Sie wollen Herr im eigenen Hause sein, womit sie bekennen, daß sie ganz so wie der alte Sklavenhalter die Arbeiter als ihre Familie betrachten. Sie haben theoretisch insofern Recht, als, so lange die sozialistische Gesellschaftsordnung, die ich mit ihnen für eine Utopie halte, nicht durchgeführt ist, soziale Gleichheit nicht möglich ist, die soziale Ungleichheit aber auch das Verhältnis der Einzelnen zum Staat beeinflusst. Soziale Ungleichheit bedeutet Ueber- und Unterordnung, bedeutet Abhängigkeit und Herrschaft; und es ist undenkbar und praktisch undurchführbar, daß an der Staatsverwaltung die Knechte den selben Antheil nehmen sollen wie die Herren und daß in der Rechtsphäre den Herren und den Knechten das Selbe verboten und das Selbe erlaubt sein soll.* Und daß diese Ungleichheit besteht, ist gar kein Unglück. Wie ich schon oft gesagt habe: das Verhältnis zwischen Odysseus und Eumaios ist zehnmal schöner, würdiger und für beide Theile beglückender als alle freien Arbeitskontrakte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wie die dummen und häßlichen Bezeichnungen lauten, zusammengenommen. Nun setzt aber freilich das Verhältnis zwischen Herrn und Knecht, wenn es schön, würdig und beglückend sein soll, voraus, daß der Herr dem Knechte Das gewähre, was er ihm für seine Dienste schuldig ist, nämlich außer menschenwürdiger Nahrung, Kleidung und Beherbergung, mit Carlyle zu reden, vernünftige Regierung, daß er also ein pflichtgetreuer und humaner Versorger und Leiter des Knechtes sei. Diese Voraussetzung haben die Herren im

*) Bei mehreren Gelegenheiten habe ich die Frage der Klassen- und Ständejustiz ausführlicher behandelt, unter Anderem in der Schrift: Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege (Leipzig, Fr. Wils. Grunow 1894).

Großen und Ganzen nicht erfüllt, daher war das Streben der Knechte, die Sorge für ihr Wohl selbst in die Hand zu nehmen, eine wirtschaftliche, soziale und politische Nothwendigkeit und sammt allem Aerger, den jetzt die Herren von dieser Emanzipation haben, eine gerechte Strafe. Es war auch natürlich, daß der Aufstand von Frankreich ausging, wo die Herren ihre Pflicht in dem Grade vernachlässigten, daß sie nicht einmal auf ihren Gütern wohnten, sondern den Schweiß ihrer Knechte am Hofe verpraßten, während in Deutschland und England die Gutsbesitzer wenigstens ihre Güter selbst bewirthschafteten oder mit den Pächtern in persönlicher Berührung blieben. Wie dann die deutsche Philosophie und ein philosophisches Christenthum zusammen mit den Staatsbedürfnissen der Hohenzollern, die gleiche Rechte gewährten, um gleiche Pflichten auslegen zu können, den Ergebnissen der französischen Revolution das Siegel der Legitimität aufgedrückt haben, wie man sich aber dadurch in unlösliche Widersprüche verwickelt hat, ist von mir und von Anderen oft darge stellt worden. Die antike Sklaverei kann und darf natürlich nicht wieder hergestellt werden, aber die thatsächlichen und unvermeidlichen Herrschaft- und Abhängigkeitsverhältnisse müssen ihre gesetzliche Anerkennung und Formulirung finden, in der selbstverständlich auch die Erzwingung Dessen vorzusehen sein wird, was die Herren ihren Knechten schulden.

Hat der Knecht die Staatsbürgervermummung, die ihn nicht schöner, sondern bloß lächerlich macht, wieder abgelegt, dann braucht er auch nicht mehr Rechtssubjekt im heutigen Sinne zu sein. Man wird ihm gewisse Rechte einräumen, zum Beispiel das, eine gültige Ehe zu schließen, aus dem Dienst des einen Herrn in den eines anderen überzugehen, man wird ihm auch den Zugang zum Stande der Freien, ja selbst zu dem der Herrschenden nicht verschließen, wenn er das Zeug dazu hat, und ist er talentvoll, dann wird man seine Anlagen ausbilden, aber man wird ihm, so lange er Knecht ist, nicht die Pflichten eines Staatsbürgers aufbürden, von dessen Rechten man ihm heute hohnvoll nur den Schein bewilligt. Der wirkliche Staatsbürger steht mit seinen Mitbürgern und mit deren Gesammtheit, dem Staate, in einem Vertragsverhältniß, ähnlich wie der Aktionär mit seinen Mitaktionären und mit der Gesellschaft (bei Justus Möser ist es mehr als ein Gleichniß, wenn er den Staatsbürger Inhaber einer Landaktie nennt), und es hat einen guten Sinn, wenn ein Fabrikant, ein Gutsbesitzer, ein höherer Beamter nicht bloß mit seinen Standesgenossen, sondern auch mit dem Staate selbst, sei es vor dem Civil- oder vor dem Kriminalrichter, Prozeß führt; macht er doch mit seinen Standesgenossen zusammen den Staat aus und hat doch diesem gegenüber seine Persönlichkeit Etwas zu bedeuten. Aber die Rükke kann mit dem dem Elefanten keinen Prozeß führen. Erscheint sie in Schwärmen, so vermag sie ihn zu belästigen, ist sie jedoch nicht auf der Hut und versteht sie

nicht im richtigen Augenblicke zu fliehen, so zermalmt er den ganzen Schwarm mit einem Ruck seines gewaltigen Leibes. Dem kleinen Manne ist der Staat, der ihm so viele Lasten und Beschränkungen auferlegt und dessen Uebermacht er bei dem geringsten Versuch, Rechte gegen ihn geltend zu machen, auf die unangenehmste Weise zu fühlen bekommt, ein unheimliches Wesen und auch dort, wo ihn kein vom Moloch muskelnder Sozialdemokrat aufhetzt, durchaus unbeliebt. Vaterland, Volk: Das versteht er, dafür kann er sich begeistern, aber Staat, — herr! Das seit dreißig Jahren sehr planvoll geleitete Streben, den Staat in der Person des Monarchen und obersten Kriegsherrn dem gemeinen Manne näher zu bringen und zu einem Gegenstande der Liebe und Verehrung zu machen, würde nur dann durchschlagenden Erfolg haben, wenn alle Männer ihr Leben lang Soldaten eines Leibregiments sein und einen großen Theil des Jahres hindurch die Nähe und den Anblick der Majestät genießen könnten. Interesse am Staat haben freilich die Arbeiterschut- und Versicherungsgesetzgebung und der Kampf darum erweckt, aber keine Liebe zu ihm; denn die Arbeiter sind überzeugt, daß sie ihm diese Gesetze wider seinen Willen entrißen haben; und auf dem Katholikentage zu Osnaabrück hat den katholischen Theil der Arbeiterschaft Herr Dasbach in seiner Begrüßungsrede in diesem Glauben bestärkt. Es kommt also im besten Falle nur das Streben nach Beherrschung des Staates heraus, wenn man die dienenden Stände in unmittelbare Beziehung zu ihm setzt, und beide Theile werden sich wohlter fühlen, wenn einmal diese unmittelbare Beziehung wieder gelöst wird und der Arbeiter nicht Unterthan des Staates, sondern, wie ehemals, Unterthan seines Brotherrn ist, natürlich mit der Einschränkung, daß der Staat das Verhalten des Brotherrn gegen seine Knechte überwacht. Verübt ein Knecht groben Unfug — dieses Wort nicht in seinem neuen juristischen, sondern in seinem alten natürlichen Sinne verstanden —, so wird ihn die Polizei nicht dem Staatsanwalt anzeigen und die Richter bemühen, sondern es bloß dem Brotherrn melden, der ihn züchtigen mag; und wiederholt der Knecht den Unfug, so wird dem Herrn eine Polizeistrafe auferlegt, weil er seinen Knecht nicht in Ordnung hält. Der antike Freistaat war auch dadurch möglich, daß, namentlich in Rom, der Vollbürger als pater familias die Obrigkeit und der Richter aller zu seinem Hause gehörigen Personen war und seine Urtheile selbst vollstreckte. Daß er diese Amtsgewalt nicht mißbrauchte, dafür sorgte — nach Thering nicht unwirksam — der Sensor. Ueber das Sklavenjoch der römischen Frau entrißten sich nicht allein die gottlosen Frauenrechtlerinnen, sondern auch die frommen Christen beider Konfessionen. Wie dieses Joch in der Kaiserzeit aussah, beschreibt Juvenal; was die gute alte Zeit betrifft, so hat sich nach Thering die hoch geachtete römische Matrone sehr wohl gefühlt und es gar nicht schmerz-

lich empfunden, daß sie der Mann vor allen unangenehmen Verührungen mit der Außenwelt bewahrete. Da man sich aber nicht mehr Feinde machen soll, als unbedingt nöthig ist, so verzichte ich darauf, zu untersuchen, ob unser Bürgerliches Gesetzbuch den Frauen zu viele oder zu wenige Rechte einräumt.

Dagegen werden mir selbst die fanatischen Schwärmer für den Rechtsstaat zugeben, daß es zu weit geht, wenn man Kinder als Rechtssubjekte behandelt; und Das geschieht doch, wenn man sie vor den Strafrichter ruft, statt sie vorkommenden Falls ihren Eltern zur Züchtigung zu übergeben. In Oesterreich kommt es jetzt öfter vor, daß Gymnasiasten der Mittelklassen, die, durch Konfessiongeiz und das Beispiel der Erwachsenen verführt, eine unehrerbietige Aeußerung über kirchliche oder religiöse Dinge fallen lassen, „wegen Religionsüdrung“ verurtheilt werden. In Troppau wurde im April ein geistig und körperlich wenig entwickeltes Mädchen von fünfzehn Jahren wegen Straßenraubes zu drei Jahren schweren Kerkers verurtheilt, weil sie, vom Hunger getrieben, einem anderen Mädchen eine Buchtel, wie dort die Semmeln heißen, entriß und gegessen hatte. Einem Anderen sein Eigenthum mit Gewalt entreißen, ist Raub, geschieht auf der Strafe, so ist Straßenraub, das Mindestmaß für Straßenraub sind drei Jahre schweren Kerkers, ergo: die juristische Logik ist unanfechtbar. Die oppositionelle Presse schlug jedoch Lärm und der allgemeine Unwille äußerte sich so stark, daß man sich veranlaßt gesehen hat, die Strafe im Gnadenwege auf drei Monate schweren Kerkers herabzusetzen.

Ist es an sich unvernünftig, Vergehungen und Dummheiten von Kindern kriminell zu behandeln, so wird die Sache im folgenden Falle dadurch noch unvernünftiger, daß es sich dabei um ein sogenanntes Sittlichkeitsvergehen handelt. Vor einigen Monaten wurde in einem deutschen Kleinstaat ein dreizehnjähriger Knabe zu einer kleinen Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er sich mit einem vierzehnjährigen Mädchen vergangen hatte. Scherls Berichterstatter bemerkt dazu, die kriminelle Behandlung des Vergehens sei kaum zu rechtfertigen, da ein dreizehnjähriger Knabe zwar vielleicht eine dunkle Vorstellung von der moralischen Verwerflichkeit solcher Handlungen haben möge, sicherlich aber nicht wisse, was das Strafgesetz verbiete. Ich gehe ein bedeutendes Stück weiter und sage: wie die Dinge im Deutschen Reich liegen, sind in Beziehung auf Handlungen der Geschlechtsphäre alle Staatsangehörigen, auch die erwachsenen, strafunmündig mit Ausnahme der Juristen und Mediziner. Die Theologen wissen wenigstens, was vom Moralgesez verboten ist; was das Strafgesetz verbietet, wissen auch sie nicht, wenn sie nicht einen Kommentar dazu lesen. Alle übrigen Menschen sind im moralischen wie im juristischen Sinne strafunmündig; denn was sie von diesen Dingen wissen, wissen sie nur aus verbotener Lecture und aus Unter-

haltungen, für die sie bestraft worden wären, wenn ihre Eltern, Erzieher oder sonstigen Vorgesetzten Kunde davon bekommen hätten. Daß vorläufig die großstädtischen Kinder in Museen und vor öffentlichen Denkmälern wenigstens einen Begriff davon bekommen, wie das andere Geschlecht aussieht, ist eine Anomalie, die ja wohl über kurz oder lang, auf das Drängen der Frommen, beseitigt sein wird. Die Liberalen aber wüthen gegen die katholische Moralthologie, weil sie die Jugend durch Belehrung über geschlechtliche Dinge verderbe. (In Wirklichkeit sind die fraglichen, in lateinischer Sprache abgefaßten Belehrungen nicht für die Jugend, sondern für die Priester bestimmt). Wenn beide Parteien ihr Ziel erreicht haben werden, dann bleiben wirklich nur die Juristen und die Mediziner als Wissende übrig. Was andere Menschen von diesen Dingen wissen, erfahren sie auf illegitimen Wegen, die zu verrammeln der Polizei als heilige Pflicht auferlegt wird. Wenn ein achtzehnjähriger Jüngling die Funktionen aller seiner Organe kennt oder kennen zu lernen strebt, so nennt man ihn verdorben; und die Bedeutung, in der man das Wort Unschuld gewöhnlich gebraucht, beweist hinlänglich, daß schon die Kenntniß der geschlechtlichen Dinge als eine Verschuldung angesehen wird. Bei den Landleuten und bei den Proletariern gelten ja andere Grundsätze und Lebensgewohnheiten; aber die werden eben von der führenden Gesellschaft bekämpft und Konservative und Liberale entrüsten sich in gleichem Grade über die Unsitlichkeit, Jene über die des städtischen Proletariates, Diese über die des Landvolkes. Wie sich die Moralisten beider Parteien wohl in dem unmöglichen Falle der Verwirklichung ihres Sittlichkeitideals die Erhaltung des Menschengeschlechts denken? Heutzutage wird sie auch in den Kreisen, die auf sogenannte gute Erziehung halten, dadurch gesichert, daß alle Knaben und Jünglinge von einem gewissen Zeitpunkt an ihre Eltern hintergehen. Was aber die Mädchen betrifft, so könnte ich mit Anekdoten aufwarten, die beweisen, in welchem Grade manche „gut erzogene“ Mädchen aus Gewissenhaftigkeit die Erfüllung des Zweckes der Ehe erschweren. Ich leugne gar nicht, daß völlige Unwissenheit bis zum zwanzigsten Jahr ein Glück für den jungen Menschen ist, wenn der Geschlechtstrieb bis dahin schlummert, und ich halte ein solches Glück darum für möglich, weil bei ganz gesunder Lebensweise die Aufmerksamkeit des gesunden und lebhaften Knaben und Jünglings so ausschließlich auf die Erforschung und Beherrschung der Außenwelt gerichtet ist, daß er darüber sich selbst ganz vergißt. Aber da die Bedingungen einer so gesunden Entwicklung äußerst selten zusammenreffen und da, wenn das Unvermeidliche nun doch endlich eintritt, dem Zwanzig- oder Fünfundzwanzigjährigen die legitime Belehrung so wenig zu Theil wird wie dem Fünfzehnjährigen, so fällt das Glück, das Einzelne ein paar Jahre lang genießen, nicht ins Gewicht gegenüber dem Unheil, das die

Unwissenheit über Millionen bringt, die ihren blinden Trieben und der Belehrung durch Schundlecture und lose Kameraden überlassen bleiben.

Die Erwachsenen nun würden freilich vergebens ihren wohlbegründeten Anspruch auf Zuerkennung der Strafunmündigkeit geltend machen, obwohl der Zustand, worin wir uns in dieser Beziehung dem Strafgesetze gegenüber befinden, eben so lächerlich wie gefährlich ist. Ich habe ein einziges Mal ein Handbuch der gerichtlichen Medizin aufzuschlagen Gelegenheit gehabt und noch mehrmals Einiges aus geheimen Gerichtsverhandlungen erfahren und bin erstaunt darüber, wie weit auch auf diesem Gebiete das juristische vom Laienurtheil abweicht. Was unsereins für harmlos ansieht, wird schwer bestraft, und was wir für ein Verbrechen halten, hält der Richter nicht dafür. Während man sich aber auf anderen Gebieten wenigstens aus Gerichtsverhandlungen über die Auffassung der Juristen einigermaßen informiren kann, ist auf dem geschlechtlichen auch Das nicht möglich. Trotz Alledem werden die Erwachsenen dieses Uebel, wie so manches andere, das ihnen der Staat aufbürdet, weiter tragen müssen. Aber die Kinder und die jungen Leute unter zwanzig Jahren lasse man aus! Sie sind einmal keine Subjekte für den Staat und für den Kriminalrichter. Begehen sie Etwas, das an sich kriminell ist, so halte man sich an die Eltern oder sonstigen Vorgesetzten. Merkwürdiger Weise thut Das die Kriminaljustiz in Fällen, wo Strafmündige die Handelnden sind, indem sie Mütter schwer bestraft, wenn sie den intimen Umgang der Tochter oder des Sohnes mit dem Bräutigam oder der Braut dulden. Wenn hier Jemand verantwortlich zu machen ist, so sind es doch die Handelnden. Ist die fragliche Handlung ein Vergehen, so mag man alljährlich die nach Millionen zählenden Akte, deren Folgen 130 000 uneheliche Geburten sind, bestrafen; dann erst darf man auch die Duldung oder Begünstigung bestrafen. Die Kinder also überlasse der Jurist ihren Erziehern. Bei geschlechtlichen Vergehungen die Fürsorgeerziehung eintreten zu lassen, wird nur in seltenen Fällen nothwendig sein. Wo die Bedingungen für den vorhin erwähnten Zustand der Unschuld nicht vorhanden sind, da ist nichts natürlicher, als daß die Kinder den Forschungs- und Experimentirtrieb, dem die Menschheit die Entwicklung der Kultur verdankt, auch auf diesem Gebiete bethätigen, und es bedarf nur der Belehrung und einer vernünftigen Regelung der Lebensweise, um den Forschungstrieb auf legitimum Wege zu befriedigen und voreiligen Bethätigungen des Experimentirtriebes vorzubeugen. Ob freilich die Durchschnittseltern fähig und in der Lage sind, ihren Kindern diese Wohlthaten zu erweisen? Das ist leider eine andere Frage.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Stenographie-Schwindel.

Den Lesern, von denen gekannt zu sein ich noch nicht die Ehre haben sollte, möchte ich mich vorstellen: seit bald zwanzig Jahren habe ich das Amt eines der Vorsteher des amtlichen Stenographenbureaus des Deutschen Reichstages und bin in dieser Stellung und vorher als amtlicher Stenograph der Parlamente seit bald einunddreißig Jahren thätig. Das heißt: ich stenographire Reden und Vorträge. Ich bin aber auch fast eben so lange stenographischer Arbeitgeber, denn ich diktire nicht nur die Uebertragung aller von mir aufgenommenen Reden jüngeren Stenographen, sondern ich spreche auch alle meine literarischen Arbeiten Stenographen in die Feder; auch diesen Aufsatz. Warum ich so unbescheiden bin, Das als Einleitung vorauszuschicken? Weil ich es für nützlich halte, auf einem Gebiet, auf dem die wahrhaft Sachkundigen höchstens nach Duzenden zählen und von dem die meisten Leser dieser Zeitschrift nichts verstehen, meine Sachkunde außer Zweifel zu stellen. Auch darf ich sagen, daß ich von meinen Berufsgenossen, den praktischen Stenographen, für sachkundig gehalten werde, — von den Stenographie-Schwindlern wahrscheinlich nicht.

Es ist nachgerade die höchste Zeit geworden, dem ungeheuren, sich noch immer mehr ausbreitenden Stenographie-Schwindel in Deutschland einmal Halt zu gebieten, so weit es durch Wort und Schrift überhaupt geschehen kann. In jeder Tageszeitung liest man unter den Vereinsanzeigen die Ankündigung der Sitzungen von mindestens einem Duzend Stenographenvereinen, Tag für Tag. In den meisten größeren Provinzstädten ist ähnlich. Außerdem liest man an den Anschlagssäulen und in den Zeitungen die Anpreisung von immer neuen, immer leichteren, immer einfacheren, immer zuverlässigeren Stenographiesystemen, deren einige sich sogar mit dem Loknamen „Nationalstenographie“ schmücken oder Mißbrauch mit einem berühmten Namen, zum Beispiel „Stolze“, treiben, wie das zur Irreführung des Publikums „Stolze-Schrey“ genannte System, und in allen diesen Ankündigungen wird von der fabelhaften Verbreitung und noch stets wachsenden Zunahme der Kenner gerade dieses Systems posaunt. Der Unkundige muß angesichts dieses Riesenlärms zu dem Glauben kommen, nachgerade verstanden nun schon die kleinen Kinder, jedenfalls aber alle Erwachsenen diese für so unentbehrlich gehaltene Kunst der Stenographie. Ja, viele gebildete, mit Schreibwerk stark belastete Personen lassen sich gelegentlich durch das Stenographiegetöse verleiten, selbst einmal den Versuch der Erlernung irgend eines der Systeme zu wagen; und siehe da: alsbald kommen sie zu der sie niederdrückenden Erkenntniß, daß die Sache doch außerordentlich schwer sei. Sie stümpfern noch eine Weile weiter, geben sie dann aber als hoffnungslos auf, nicht ohne das beschämende Gefühl, es werde

wohl an ihrer persönlichen Unfähigkeit liegen. Die Regeln haben sie allenfalls begriffen, auch die Buchstabenzeichen haben sie erlernt; trotz aller Mühe aber will es ihnen nicht gelingen, die stenographischen Wortbilder ohne Besinnen schnell aufs Papier zu werfen, und nach Monate langer Uebung sind sie doch kaum so weit gelangt, in stenographischer Schrift auch nur so schnell wie in gewöhnlicher schreiben zu können.

Allen, die Das an sich erlebt und in stillem Verzicht auf die eigene Erlangung dieser Kunstfertigkeit die Ausübung der praktischen Stenographie den Berufsstenographen überlassen, will ich tröstend sagen: Sie haben vollkommen Recht! Die Stenographie, also die Fähigkeit, so schnell zu schreiben, wie man spricht, ist thatsächlich eine der am Schwersten zu erlangenden Kunstfertigkeiten unter allen, bei denen geistige Begabung und Fingerfertigkeit zusammenwirken müssen. Es ist viel leichter, ein erträglicher Klavierspieler zu werden, als ein einigermaßen brauchbarer Nebenstenograph, ja, auch nur ein verwendbarer Diktastenograph. Der sich immer mehr ausbreitende Stenographie-Schwindel hat in Deutschland den Glauben der gebildeten Kreise erzeugt, die Stenographie sei eine handwerkmäßige, leicht zu erlernende Geschicklichkeit und es gebe in Deutschland Stenographen wie Sand am Meer. Kein wirklicher Fachmann wird mir zu widersprechen wagen, wenn ich behaupte: In ganz Deutschland giebt es höchstens fünfundzwanzig Stenographen, die zu den schwierigsten stenographischen Leistungen befähigt sind, nämlich zur wortgetreuen, fehlerfreien Aufzeichnung parlamentarischer und sonstiger öffentlicher Reden. Daneben mag es noch dreihundert Stenographen geben, die im Stande sind, einem schnellen Diktat bis zu 250 Silben in der Minute fehlerfrei oder doch fast fehlerfrei zu folgen. Darüber hinaus hört die Stenographie als ausgeübte Kunstfertigkeit auf und beginnt das Handwerk mit mehr oder weniger Stümperei. Es wird in Deutschland wohl zwei- bis dreitausend Stenographen und Stenographinnen geben, die in kaufmännischen und sonstigen Geschäften mäßigen Diktaten, die sich zwischen 100 und 150 Silben in der Minute bewegen, leidlich, aber auch nicht ganz fehlerfrei, zu folgen vermögen. Das ist in Wahrheit der Zustand der Berufsstenographie nach einer Lehrthätigkeit, die sich jetzt schon auf mehr als fünfundsiebenzig Jahre erstreckt. Auch wer selbst der praktischen Stenographie nicht kundig ist, wird aus dieser unleugbaren Thatsache folgern: in der Ausübung der Stenographie müssen so großen Schwierigkeiten stecken, daß es mit dem Dilettantismus nicht gethan ist, sondern nur die angestrengteste Berufsausübung zu den höchsten Leistungen befähigt.

Man kann drei Hauptgattungen der angewandten Stenographie unterscheiden; alle drei haben ihre Berechtigung und dienen der Befriedigung des Bedürfnisses nach Stenographie. Obenan — nicht an Zahl, vielleicht auch

nicht einmal an Richtigkeit, wohl aber an Schwierigkeit und Seltenheit der Leistungen — stehen die wenigen Stenographen, die wörtlich einer freien Rede folgen können. Um welche Leistungen es sich hierbei handelt, ergibt sich daraus, daß Silbenzählungen schnell gehaltener Reden Durchschnittszahlen von über 300 Silben auf die Minute ergeben haben. Ist aber der Durchschnitt 300, so muß die Rede an einigen Stellen weniger, an anderen mehr als 300 Silben in der Minute geliefert haben. Thatsächlich kommen denn auch Geschwindigkeiten von 350 Silben in der Minute gelegentlich vor; und ein Stenograph, der nur im Stande wäre, höchstens 300 Silben zu schreiben, würde an solchen Stellen der Rede, in denen das Geschwindigkeitsmaß weit darüber hinausgeht, unterliegen. Da nun häufig gerade die am Schnellsten gesprochenen Stellen — ich erinnere an Bismarcks Redegewohnheiten — die wichtigsten sind, die in höchster Erregung gesprochenen, so würde ein Stenograph selbst bei der sehr achtbaren Durchschnittsleistung von 300 Silben in der Minute zu den höchsten Leistungen seiner Kunst noch nicht befähigt sein.

Die zweite Gattung der angewandten Stenographie ist die Diktatstenographie. Auf diesem Gebiet kann mancher Leser wenigstens als Arbeitgeber aus Erfahrung sprechen; ich kann mich deshalb des näheren Eingehens auf diese leidlich bekannte Gattung der Stenographie enthalten.

Endlich wäre noch die Anwendung der Stenographie zu schnellen eigenen Aufzeichnungen, etwa in Taschenbüchern, auf Zetteln u. s. w., zu erwähnen. Hierbei handelt es sich meist nur um eine kleine Erleichterung gegenüber der gewöhnlichen Schrift; und die Anforderungen an die eigenen Leistungen dieser Art stellt Jeder eben nach seiner Fähigkeit und Neigung.

Wie weit der Schwindel mit der Stenographie geht, dafür liefert einen schlagenden Beweis die verblüffende, aber unleugbare Thatsache, daß von den lebenden Erfindern stenographischer Systeme kein Einziger ein praktischer Stenograph von höchster Leistungsfähigkeit ist. Ich schreibe diesen Satz nieder mit der Sicherheit, daß kein noch so viel Geschrei von sich machender Anpreisler seines Stenographiesystemes wagen wird, sich mir zu folgender Kraftprobe zu stellen: einen von mir gehaltenen freien Vortrag von durchschnittlich 250 Silben in der Minute nur zehn Minuten lang wörtlich zu stenographiren. Ich gehe aber noch weiter: kein Einziger von ihnen ist im Stande, fehlerfrei einem Diktat wörtlich zu folgen, das ich auch nur mit einer Geschwindigkeit von etwa 200 bis 250 Silben ihm in die Feder spräche. Die berühmtesten beiden Stenographierfinder der Vergangenheit, Stolze und Sabelsberger, waren praktische Stenographen und haben Jahrzehnte lang Reden wörtlich nachgeschrieben. In neuerer Zeit erfinden die Herren Stenographiemeister jahraus, jahrein immer unübertrefflichere Systeme, — für die Anderen; sie selbst sind außer Stande, damit eine wirklich brauchbare Leistung zu liefern.

An den Anschlagssäulen und anderstwo wird von „Volkstenographie“ gefaselt. Man überlege sich einmal, welcher Unsinn in diesem Worte steckt. Welches über die Leistungsfähigkeit der gewöhnlichen Schrift hinausgehende Schreibbedürfniß hat denn das „Volk“? Nicht einmal in den Amtsstuben unserer Behörden besteht ein unbedingtes Bedürfniß nach Anwendung der Stenographie, mit Ausnahme der höchsten, der leitenden Beamten. Die angewandte Stenographie hat ihren Platz nur da, wo über das Durchschnittsmaß hinaus ein Schreibbedürfniß vorhanden ist. Jedenfalls ist die Erlernung der Stenographie durch Personen, die ihr Leben lang den allerbescheidensten Gebrauch von der edlen Schreibkunst machen, der reinste Unsinn und Zeittotschlag. Auch über die Einführung der Stenographie als eines Unterrichtsgegenstandes in die Schulen, selbst nur in die höheren Schulen, denken Fachmänner ganz anders als die Reklameschwindler und Systemersfinder.

Dem Leser, der nicht im Stande ist, sich selbst ein Urtheil über die Brauchbarkeit irgend eines der mit Jahrmarktsgeschrei angepriesenen Systeme zu bilden, möchte ich wenigstens die Handhabe zu einem solchen Urtheil bieten. Er bedenke: die Stenographie ist, wie die Erfahrung zeigt, eine nur in den seltensten Fällen bis zur Vollkommenheit ausgebildete Kunstfertigkeit. Sie bietet Schwierigkeiten, die, wie gleichfalls die Erfahrung lehrt, sogar von fleißigen und nicht unbegabten Menschen nur selten überwunden werden. Die Erwerbung der Fertigkeit, doppelt so schnell zu schreiben als mit der gewöhnlichen Schrift, 100 bis 200 Silben in der Minute, fordert mindestens ein Jahr angestrebter Uebung und jede weiteren 50 Silben in der Minute erfordern ein weiteres Jahr. Danach beurtheile man die widerwärtige Reklame! Da werden Stenographiesysteme angepriesen, die man in acht, in sechs und vier Stunden lernen könne. Da wird überhaupt — Das ist das Kennzeichen alles Stenographieschwindels! — der größte Nachdruck auf die leichte Erlernbarkeit gelegt. Lieber Leser, hüte Dich vor Allem, was Dir als leicht erlernbar gepriesen wird, da Du doch weißt, um eine wie schwierige Kunstübung es sich handelt. Es giebt keine leicht zu erlernende Stenographie und es kann keine geben. Die einfachsten theoretischen Unterlagen zu irgend einer stenographischen Schrift kann man allenfalls in wenigen Stunden kennen lernen, wie man ja auch die Theorie des Schwimmens oder Seiltanzens im Zimmer in einer Stunde lernen kann; aber was hat Das mit der praktischen Stenographie zu thun? Man kann auch die wichtigsten Regeln der Grammatik einer fremden Sprache in kürzester Zeit überschauen; aber wie steht es dann schon mit dem mündlichen Gebrauch der Sprache? Jede Stenographie erfordert zu ihrer praktischen Verwendung mindestens die selbe Zeit wie die Erlernung einer schwierigen fremden Sprache; und jeder Systemersfinder, der das Gegentheil behauptet, sagt bewußt oder unbewußt eine

Unwahrheit. Es gibt eben auf Erden nichts Werthvolles, das mühselos und schnell zu erlernen wäre.

Schließlich noch ein Wort über die Wahl eines wirklich brauchbaren Systems für Solche, die überhaupt nach ernster Prüfung die Nothwendigkeit, eine stenographische Schrift zu lernen, erkannt haben. Man scheidet alle Systeme, auch die angeblich verbreitetsten, namentlich aber die aus, die unter marktstreuerischer Reklame ihre Einfachheit und leichte Erlernbarkeit betonen. Man stelle ferner die Forderung auf, daß der Hand keine Schnörkel und keine allzu feinen Unterscheidungen zugemuthet werden, nicht nur, weil beim schnellen Schreiben die Schnörkel doch verzerrt und die feinen Unterscheidungen doch verwischt werden, sondern, weil es ja vor Allem für die praktische Stenographie auf die Sicherheit des Wiederlesens ankommt. Man verwerfe weiter jedes System, das den Grundsatz unverbrüchlicher Wörtlichkeit des Nachschreibens nicht kennt, das mit erlaubten „Satzkürzungen“ arbeitet, also die Auslassung von angeblich leicht ergänzbaren Wörtern, wie der Artikel u. s. w., gestattet. Ich habe solche Systeme in ihren Leistungen sehr genau beobachtet und kann versichern, daß sie, trotz einer gewissen mittleren Brauchbarkeit, sehr viel an diplomatischer Treue zu wünschen ließen. Von meinen amtlichen Erfahrungen nach dieser Richtung schweige ich. Endlich verwerfe man jedes System, dessen Regelwerk von Ausnahmen und besonderen, geheimnißvoll verschönerkten, wie Hieroglyphen auswendig zu lernenden Wortformen wimmelt. Hierzu sind aber nicht zu zählen solche Wortkürzungen, die nach den Gewohnheiten der gewöhnlichen Schrift, also meist durch Weglassung des Auslauts, gebildet sind. Endlich lasse man sich nicht durch die Anpreisung verführen, die sich auf irgend welche staatliche Anerkennung und amtliche Einführung irgend eines Systems stützt; denn der Staat ist unfähig — und ihm fehlen die dazu nöthigen Organe —, auf diesem Gebiet das Beste auszusuchen.

Den Lesern aber, die sich eingehender, als es im Rahmen dieses Aufsatzes geschehen konnte, über Stenographie-Schwindel und über Stenographie-Thatsachen Belehrung verschaffen wollen, empfehle ich dringend ein kürzlich erschienenenes Schriftchen: „Die übertriebene Werthschätzung der Stenographie, ihre Verwendung in Schulen, im Heer und bei Behörden“, von Max Conradi. Herr Conradi ist seit vielen Jahren im amtlichen Stenographiedienste des Herrenhauses thätig, er ist auch einer der hervorragendsten Theoretiker auf stenographischem Gebiet und seine kleine Schrift verdient die weiteste Verbreitung in allen Kreisen, die für sich oder für Andere über die Verwendung der Stenographie zu entscheiden haben.

Eduard Engel.



Selbstanzeigen.

Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches. Leipzig, 1901.
Hermann Seemann. Preis 4 Mark.

Das vorliegende Buch setzt sich zusammen aus einer Reihe von Aufsätzen, die zu verschiedenen Zeiten und ohne die Absicht, einander zu ergänzen, vor einigen Jahren geschrieben wurden. Damals war die ganze Bewegung noch in den Anfängen und es war nicht leicht, hier einen zur Uebersicht geeigneten Standpunkt zu gewinnen. Die Entwicklung hat mir Recht gegeben: ich brauchte nichts Wesentliches zu ändern. Meine ganze Arbeit beschränkte sich darauf, zu glätten, übersichtlicher zu gruppieren, Einzelnes, was einer Tageslaune entsprach, wegzulassen. Und auch darin wurde ich vom Zufall begünstigt: die Aufsätze schlossen sich im Ganzen wie von selbst zu einer Einheit zusammen. Der erste Theil behandelt die äußere Ausstattung, den Buchumschlag; er dient naturgemäß mehr der Erkenntniß, ist also im Grunde historisch. Der zweite Theil behandelt die innere Ausstattung; er dient mehr dem Willen, ist also im Grunde mehr praktisch. Doch möchte ich die Grenzen nicht zu eng gezogen wissen; Eins geht manchmal in das Andere über. Daher der Doppeltitel: Grundzüge und Ideen. Viele reden heute über die Ausstattung eines Buches, ohne sich auch nur oberflächlich mit dem Gedanken und Sinn einer solchen auseinanderzusetzen zu haben. Mein Buch will einen Plan hineinbringen; ohne die Rathschläge aufzuzwingen, will es hauptsächlich praktischen Bedürfnissen dienen; es will die Ideen, die sich aus der ruhigen Betrachtung des bisher Geleisteten ergeben, verbreiten und fruchtbar machen, es will zum weiteren Ausbau anregen, die Irthümer früherer Zeiten beseitigen helfen; es will unmerklich in den Fluß der Dinge hineinführen, scheinbar unbeleert durch Vergangenheit und Zukunft; es richtet sich also an Alle, die einer historischen Nomenklatur eine persönliche Erörterung vorziehen.

München.

Ernst Schur.



Der Tod, das Jenseits und das Leben im Jenseits. Kostenoble, Jena.

Eine der letzten Schriften Karls du Prel, die unter diesem Titel erschien, ist eben in zweiter unveränderter Auflage, nachdem die im Selbstverlage des Verfassers herausgekommene erste Auflage längst vergriffen war, neu ausgegeben worden. Du Prel glaubte, daß unter allen seinen Schriften diese den größten Leserkreis sich erobern werde, und Alles scheint angethan, diese Hoffnung zu bestätigen. Wird doch hier eine Frage behandelt, die alle Menschheit angeht, die Frage aller Fragen. Beantwortet wird sie hier in einer ganz neuen Weise, mit dem Rüstzeuge der stetig fortschreitenden supranormalen Psychologie; und darum besitzt unter den zahlreichen philosophischen Schriften, die dem selben Gegenstande sich widmen, diese die vorzüglichste Anwartschaft auf allgemeine Beachtung. Ethische Erfordernisse sind in allen Zeiten es zunächst gewesen, die die Idee der Unsterblichkeit dem Menschen ins Herz legten und gebieterisch befestigten, und Kant insbesondere hat von der Ethik aus die Unsterblichkeit als unabweißbare Forderung aufgestellt, indem er zugleich den metaphysischen Gehalt der Psychopie nach seiner kritischen Abweisung aller willkürlichen Erschleichungen als

den wertvollsten erkannte und schlechtweg die Philosophie als „Lehre vom höchsten Gut“ bezeichnete. Wie die Menschheit über Metaphysik denkt, davon soll nach Kant ihr Wohl abhängen. Die ethischen Seiten der Unsterblichkeitfrage hat Du Prel dringlich im Schluftheil seiner „Philosophie der Mystik“ erörtert. Trotz der ausschlaggebenden Wichtigkeit dieser Gesichtspunkte werden sie in menschlichen Augen, die zunächst überall auf sinnliche Erfahrung angewiesen sind, bald hinfällig, wenn die Ergebnisse äußerer Erfahrung nirgends nach der gleichen Richtung hinweisen oder ihnen sogar auf Schritt und Tritt widersprechen sollten. Du Prel bietet reichliche Nachweise des Gegentheils, indem er die mächtige Bedeutung psychologischer Erfahrung für die Unsterblichkeitfrage einzieht. Er betrachtet im Einklange mit der neueren Naturwissenschaft als Hauptkriterium für jene die Entwicklungslehre. Das Diesseits wird, wie er darthut, lediglich durch die Wahrnehmungsweise unserer Sinne abgeschlossen und das Jenseits beginnt mit einer über unsere Sinnlichkeit hinausreichenden Wahrnehmung, wobei dann auf der vom Individuum selbst, durch eigene Kraft, erlangten Entwicklungsstufe der weitere Fortschritt sich vollzieht. Das bleibt aber keine willkürliche Annahme, sondern wird mit einer Menge lehrreicher Erfahrungsthatfachen belegt, die der Verfasser nicht dem Spiritismus, dessen Beweiskraft hierfür nicht ausreicht, sondern dem Somnambulismus und allen Fällen spontaner oder künstlich beeinflusster Fernwirkungen entnimmt. Die Photographie unter der Bürgschaft hervorragender Gelehrten bezeugt die Echtheit solcher Fernwirkungen. Nach Mahgabe solcher Forschungen ist der Tod, wie Du Prel ihn nennt, eine „odische Essentifikation“ des Menschen und das „Od“ nach Reichenbach als Träger unserer Lebenskraft wird die Wesenheit einer sich nach dem Tode fortsetzenden leiblichen Beschaffenheit. Die Behauptung eines „Astralleibes“ ist zu allen Zeiten aufgestellt worden und bei allen Völkern; es ist die kirchlich-christliche Anschauung wie die neuester Philosophen; denn daß ein sich von anderen Wesen im Raume unterscheidendes Einzelwesen auch seine Beziehung zum Raume haben müsse und kein unkörperlicher reiner Geist sein könne, ist ersichtlich. Geschrieben ist das Werk in der bekannten mustergiltig klaren und fesselnden Art des Verfassers.

München.

Dr. Walter Bormann.

Henrik Ibsen. Studien. Verlag von Albert Ahn, Köln.

Der Epilog Ibsens, der um Weihnachten 1899 erschien, ist ein Abschluß. Des Dichters großes Lebenswerk liegt vollendet vor uns. Das ganze Kunst- und Menschheitsphänomen läßt sich von hier aus erst überblicken. Vieles erscheint neu, das Meiste anders. Was Ende und Zweck schien, war nur Durchgangstation. Meine Ibsen-Studien behandeln den Dichter fast ausschließlich vom Standpunkte der letzten Schöpfungen aus und kommen dabei zu wesentlich anderen Resultaten und Anschauungen, als man sie früher gewinnen konnte und heute noch überall verfißt. Vom Epilog ausgehend, habe ich in der letzten Abtheilung die Entwicklung der dramatischen Form selbst untersucht, in großen Zügen skizziert und an der Folge der Schauspiele Ibsens angeschlossen. Da auch das deutsche Drama wieder an einer Wende zu stehen scheint, so mag die Geschichte des zurückgelegten Weges selbst Denen von Interesse sein, die sich sonst wenig

um dramaturgische oder ästhetische Untersuchungen kümmern. Der äußere Anlaß zur Abfassung der in diesem Buche gesammelten Arbeiten konnte nicht zwingender sein als der innere. Daß sie zusammenfallen, ist das vornehmste Kriterium jeder historischen Arbeit.

Leo Berg.

Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten.

Das Merkwürdig-Maskehafte im banalen Leben des Tages, das Seltsam-Lebendige des Traumes, in sorgfältig gesetzten Worten dargebracht, soll meine Freunde erfreuen. Kein unerreichbares Vorbild ist unser größter Prosaist: Kleist.

Das Buch der Tage und Träume.

Ein dem Buchhandel bereits entzogenes, wenig beachtetes, dünnes Büchlein „Tage und Träume“ (1898) hat hier, umringt von neuen Gedichten, sorgfältig gefeilte Neugestaltung erfahren. Ich setze eine Probe her:

Einmal kommt es über Nacht,
Wie ein Wind aus Norden:
Und erschrocken aufgewacht,
Bist Du weise worden.

Aber müd ist Deine Hand
Uebers Lid geglitten:
Was Dir diese Nacht entchwand,
Hast Du einst erstritten.

Pierrot und Colombine. Ein Reigen Verse von der Ehe. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Alle drei Bücher sind bei Hermann Seemann in Leipzig erschienen.

Eine Probe:

Der Mond schleicht auf dem Balkone
Mit seinem traurigen Licht;
Wie eine Wassermelone
Ist sein bleiches Gesicht.

Er preßt es an die Scheiben
Und leuchtet ins Zimmer herein:
Pierrot läßt ihn zum Bleiben
Mit einer Verbeugung ein.

Zum Rehnstuhl Colombine,
Umlagert von Kage und Hund,
Steckt Jedem eine Rosine
Abwechselnd in den Mund.

Wien-Guding.

Dr. Richard Schnatal.

Eine Whistler-Ausstellung.

Souverain, wie er schon in seinen Anfängen war, als er seine ersten eigenen, das ganze Westend aufregenden Ausstellungen komponirte und seine Gentle art of making enemies schrieb, leitet Whistler seine Internationale Gesellschaft; sie bietet unter ihm die besten modernen Ausstellungen, die man in London je gesehen hat. Er ist natürlich die Seele der Vereinigung und spielt in ihr etwa die Rolle wie Liebermann in der Berliner Sezession. Sein Geschmack diktiert die Wahl der Werke, in denen man trotz dem Internationalismus leicht merkt, was ihm behagt. Darin steckt er fast mehr als in den Ausstellungstücken, die er diesmal nach Piccavilly geschickt hatte. Es waren nur winzige Bildchen, kokette Virtuositäten, im Genre seiner Radirungen oder Lithographien; kleine Läden an den Straßen der kleinen Nestler, die er den Sommer über an der englischen und französischen Küste abzugrasen pflegt und deren monotone Intimität ihn und seine Anhänger begeistert. Eine andere Note war darunter, er nannte es a violet note, ein nur von einem Schleier bedecktes Mädchen auf einem Ruhebett. Das war verblüffend. Wie mit ein paar Strichen die vollkommene Durchsichtigkeit des Schleiers erreicht war, unter dem sich in natürlichster Grazie der junge Körper bewegte: höchster Bewunderung werth. Man kam nicht los davon, man ärgerte sich vielleicht, daß ein solches kleines Seiltänzerkunststückchen Einen so lange festhielt, und man lief immer wieder hin, um diese feinen Beinchen zu sehen, die aus zwei Strichen bestanden und sich wirklich bewegten. Und in Gedanken war mir auf einmal, als ob Whistler hinter mir stand, mit dem zerbrochenen Monocle im Auge und dem souverainen Marquislächeln in den tausend Falten seines Gesichtes und sagte: Nicht wahr, großartig?

Er ist doch kein Engländer; die Ruhe, die er hat, ist anders als das englische Phlegma, sie ist noch um einige Grade kühler; seine Bosheit ist böser, sein Ernst sachlicher und dann so gar nichts, nicht das kleinste Spürchen von der gräßlichen englischen Sentimentalität, die sonst fast immer in der englischen Kunst und im englischen Leben in der unwahrscheinlichsten Form vorfidert. Man hat sehr oft gesagt, daß Whistler zufällig in Amerika geboren sei und Alles Europa verdanke. Es ist nicht wahr. Diese gewisse Nüchternheit, die gerade seiner Art Veranlagung das Maximum von Leistung gab, diese kaltschnauzige Energie, die sich nie in einer Selbstaufschung nach unten verliert, sondern sich so lange für the best in the world ausgiebt, bis sie es wirklich geworden ist: Das hat er nicht in Europa gefunden. Sicher ein Aristokrat, und zwar einer vom reinsten Wasser; aber man wird sich daran gewöhnen müssen, daß auch amerikanische Ahnen zu jener aristokratischen Rassebildung

befähigen und daß die Sklavenheerden, über die Whistlers begüterte Vorfahren herrschten, die europäischen Knappen- und Ritterhistorien ersetzen. Man kann sich übrigens sehr wohl denken, daß das fabelhafte Schlaraffenleben, dem die Großgrundbesitzer der südlichen Amerikastaaten vor dem Kriege fröhnten, in einem Enkel sich zu einem Raffinement à la Whistler kristallisiren konnte. Wie diese wackeren Agrarier es trieben, davon erzählt Whistler ein hübsches Geschichtchen. Eine kleine Miß Whistler sitzt am heißen Sommertag am offenen Fenster und läßt den Arm lässig außerhalb des Fensterbrettes baumeln. Plötzlich sieht sie besorgt zum Himmel, wo sich die Wolken drohend zusammenziehen, und ruft nach einer Schwarzen: „Lizzie, nimm mir doch meinen Arm weg, es wird regnen!“

Diesem Mädchen haben wir in Europa nichts Gleichartiges gegenüberzustellen. Ich dachte daran bei dem süßen Persönchen auf dem Ruhebett. Es war eine Atmosphäre darum wie bei allen Whistlers: rührt mich nicht an, Ihr häßlichen Neger, ich bin viel zu gut für Euch, — oder, wenn es sein muß, nur für recht viele Guinees. Für die beiden Portraits des Herrn und der Frau Vanderbilt hat Whistler zehntausend Pfund erhalten. Das ist auch amerikanisch; und das Originellste daran ist, daß die Bilder Meisterwerke von unerschauter Vollenbung sind.

Von diesem Kaliber war nichts in der Ausstellung; aber es gab eine Menge aus Whistlers Geist geschaffener Lederbissen. Eine Schülerin Whistlers, Inez Adams, zeigte sehr verwandte kleine Interieurs, von denen manche das berühmte Schmetterlingswappen tragen könnten. Sehr gut paßten die schottischen Portraits der Richtung dazu, von Henry, Lavery und dem sehr talentvollen Chase, der ein entzückendes Kindergruppenbild gewählt hatte, dann Walton, T. Austen Brown und das Reichste, Graziöseste dieser Stimmung: C. H. Shannon mit einem Genre Rose et Blanche, zwei reizenden Kostumfiguren, bei denen man auf großen Umwegen an den Ahnherrn der englischen Kunst, van Dyck, denken konnte. Das Alles und dazu außerordentlich feine Stichblätter, unter denen mich am Meisten die Spinnwebephantasia von Clifford Abdams — in der Wirkung so natürlich und sinit wie Tuschzeichnungen — fesselten, gaben den englischen Grundton der Ausstellung.

Die vom Kontinent gewählten Künstler bildeten dazu natürlich einen auffallenden, nicht immer glücklichen Kontrast. Viele gute Namen mit guten Sachen, Monet, Renoir, Claus, Segantini, Boldini und Andere, aber sie wirkten — vielleicht war Das von dem alten Spitzbuben beabsichtigt, — hier natürlich viel zu lebhaft, ja, zudringlich. Man hätte auch auf dem Kontinent, namentlich in Frankreich, dazu gehörige Noten finden können. Die jungen Pariser Buillard, Bonnard, Roussel hätten sich sehr gut hier gehalten, ja, es wäre sehr pikant gewesen, sie einmal neben den Engländern zu sehen;

wahrscheinlich wäre der Vergleich nicht zu ihrem Nachtheil gewesen. Dagegen wirkte Segantini hart; Boldinis kokettes Damenportrait war fast indegent in dieser vornehmen, leisen Gesellschaft; und die Sonnenbilder der französischen Impressionisten blendeten das Auge. Am Schlechtesten kam Renoir weg, dessen schlichte Art hier wie plumpe Bauernmusik wirkte; seine bekannte „Promenade“, die beiden Frauen im Freien, war dafür so unglücklich wie möglich gewählt. Neu war mir ein von Besnard beeinflusster Pferdekampf des modernen Blaamen Jean Delvin, der mehr in die deutsche dramatische Koloristik hinüberreichte, ein Blender, dem im Gegensatz zu vielen anderen der Lokalon sehr zu Statten kam. Die Deutschen Liebermann, Stuck, Kühl und Habermann waren gut gehängt und hatten Erfolg. Ein paar Bronzen von Konstantin Meunier möblirten die Mitten der Säle. In die Ecken hatte man vereinzelte Vitrinen mit Juwelen von Alexander Tisler und Wilson gestellt.

In der zweiten Auflage des Kataloges erklärte Whistler im Tone der Gentle Art, daß die ausgestellten Werke keinen Bourgeois der Vereinigten Königreiche zu interessiren vermöchten, und warnte vor dem Besuch der Ausstellung. Die Leute strömten natürlich hin.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Preßgötzen.

Gazetten, meinte der Alte Fritz, dürften nicht genirt werden, wenn sie interessant sein sollten. Wie man weiß, haben die Gazetten von heute es weniger gut. Die wirklich ungenirte Gazette ist nur noch in den Vereinigten Staaten zu finden, wo man das Recht der freien Rede und Schrift eifersüchtig wie einen kostbaren Schatz hütet. Das hat der amerikanischen Presse im politischen und gesellschaftlichen Leben eine Macht verliehen, die natürlich, wie jede Macht, auch mitunter zum Mißbrauch führt. Die schönsten Fische haben die häßlichsten Hühneraugen, behauptet Mark Twain. Mehr als anderswo macht die Zeitung in Amerika aus kleinen große, aus großen kleine Leute, besonders die Zeitung der breiten Volksschichten, von der besseren abwärts bis zu der sogenannten „gelben“ Zeitung, die in Sensationen arbeitet. Marcus A. Hanna, der Senator des Staates Ohio, ist persönlich nicht besser und nicht schlechter als andere Monopolisten und Trust-Magnaten. Doch die volkstümlichen Blätter vom Schlage der „World“ und des „Journal“ in New-York stellen ihn seit Jahren als den Erzfeind des armen Mannes hin, als den bösen Geist des ganzen Volkes, und haben ihm so eine schwer zu tragende Unpopolarität verschafft. In New-York erhielt einmal ein angesehener deutscher Arzt das Amt

des Coroners, der die Voruntersuchung bei verdächtigen Todesfällen zu führen hat. Der Mann erschien den Zeitungen wegen seines heftigen Temperamentes und sonstiger Eigenheiten als komische Figur und dankbarer Stoff für die Karikaturenzeichner. Man machte ihn lächerlich und die Lächerlichkeit tötete ihn als Beamten. Es gab in den Vereinigten Staaten keinen größeren Helden als Admiral George Dewey, den Sieger von Manila. Als er das ihm vom Volk geschenkte Haus auf den Namen seiner Frau eintragen ließ, überschüttete ihn die Presse mit Hohn und Spott und aus dem großen Dewey ward über Nacht ein ganz kleiner Dewey. Das war ungerecht; natürlich. Aber die tollsten Gegensätze waren von je her kennzeichnend für Amerika und die Presse läßt sich das Recht nicht nehmen, Elefanten in Mücke zu verwandeln und aus Durchschnittsmenschen Uebermenschen zu machen. Ich vermag beim besten Willen zum Beispiel in Theodore Roosevelt nicht den großen Mann zu sehen, den sogar in Amerika lehrende deutsche Professoren aus ihm machen möchten. Auch er dankt seinen Ruhm der populären Presse. Seit er bei Las Quasimas ein harmloses Hühnchen stürmte, haben die Zeitungen den glorreichen Kauhreiter gefeiert und immer größer ist die Zahl Derer geworden, die dieser Suggestion erlagen. Die amerikanische Presse muß, gerade wie die französische, immer einige Götzen haben, die sie anbetet. Nicht Jeder freilich eignet sich zum Götzen. Es gehört ein besonderes Talent dazu. Der Götze muß vor allen Dingen ein Mann der schönen Pose, der klingenden Phrase sein, ein Jingo, wie man im englischen Sprachgebiet sagt. Das ist Roosevelt. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nichts weiter ist. Er ist zweifellos noch mehr. Er ist sehr gebildet und sehr begabt. Aber groß? Dazu macht ihn einstweilen nur die Presse.

Das interessanteste Beispiel für diese Liebhaberei der amerikanischen Presse bleibt aber Chauncy M. Depew. Er ist unbestritten der oberste Freschböde in den Vereinigten Staaten. Warum? Das konnte ich bisher nicht ergründen. Depew wurde im Jahre 1834 in Peekskill geboren, einem idyllischen Dörfchen am Hudson, nicht weit von New-York, als der Sohn eines begüterten Farmers. Als Knabe besuchte er zunächst die Parochialschule der Dutch Reformed Church des Dorfes, später die Akademie von Peekskill. Dann studierte er an der berühmten alten Universität von Yale. Er verließ die Universität eines Tages und kehrte auf die väterliche Farm zurück, um dort friedlich hinter dem Pfluge her-zuschreiten und -zu warten, bis das Vaterland seiner bedürfe. Das klassische Vorbild des Cincinnatus hatte ihm den Gedanken eingegeben. Papa sagte nichts, sondern übergab seinem Cincinnatus ein Ochsengespann nebst Wagen und ließ ihn einen ganzen Tag lang in der brennenden Sommerhitze ein Stück Acker von Steinen säubern. Am nächsten Tage kehrte der junge Depew völlig geheilt auf die Universität zurück. Nach Vollendung seiner Studien erwählte er den in Amerika so beliebten Beruf eines Advokaten. Vom Advokaten zum Politiker ist da gewöhnlich nur ein Schritt. Auch Depew that ihn. Er schloß sich der republikanischen Partei an und spielte in ihr, dank seiner rednerischen Begabung, bald eine wichtige Rolle. Heute sitzt er zusammen mit Thomas Platt als Vertreter des Staates New-York im Senat. Noch erfolgreicher war er als Privatmann. Die Wandlerbilder sahen in dem fähigen Juristen einen brauchbaren Förderer ihrer geschäftlichen Interessen, besonders in den gesetzgebenden Körper-

schaften des Staates New-York, also in der Assembly und dem Senat zu Albany. Man vertraute ihn mit der Unterstützung oder Bekämpfung neuer Vorlagen, die den Eisenbahnen des Hauses Vanderbilt günstig oder ungünstig waren. So vortreffliche Dienste leistete er den Vanderbilts, daß er heute der Vorsitzende im Aufsichtsrath ihres riesigen Bahnsystems ist, mit einem Gehalt, für das „fürstlich“ ein lächerlicher Ausdruck wäre. Außerdem hat ihn die Universität von Yale zum Ehrendoktor ernannt. Er ist jetzt dreiundsiebigzig Jahre alt. Groß und schlank; ein prachtvoller Kopf, wenig weißes Haar darauf, breite, gewölbte Stirn, helle, scharfe Augen; sehr freundlich, sehr klug; gekrümmte Nase, feiner, bartloser Mund, weißer Seitenbart. Ein echtes Yankeegeßicht, eben so intelligent wie lebenswürdig. Im Benehmen der ideale amerikanische Gentleman, die reizendste Art von Kulturmenschen, die ich mir vorstellen kann.

Und dieser Mann genießt eine ungeheure Popularität, von New-York bis San Franzisko, von Albany bis nach New-Orleans. Er gehört zu denen, die Jeder kennt, nach denen sich die Leute auf der Straße umsehen, die Einer dem Anderen zeigt. In den Klubs, bei Banketten, in politischen Versammlungen heißt er einfach Chauncey oder auch Our Chauncey, unser Chauncey. Nur die Lieblinge erhalten so zärtliche Namen. In jedem Geschäft am Broadway, wo Berühmtheiten ausgestellt sind, hängt Depew, mitten unter den Größen. Und doch, wenn mich Jemand fragt, warum er da hängt, kann ich höchstens antworten: Weil er so populär ist. Und auf die Frage, warum er so populär ist, kann ich höchstens antworten: Weil er ein netter, lieber Kerl, weil er der Spasmmacher der Vereinigten Staaten ist, vor Allem aber, weil ihn die Zeitungen zu einer Größe gemacht haben. Und wenn man mir Daumenschrauben ansetzt: ich wähle keinen anderen Grund. Denn nette, liebe Kerle, gute Advokaten, gute Redner und gute Eisenbahnpräsidenten sind tausend Andere auch. Bei recht langem Nachdenken möchte ich fast zu dem Schluß kommen, daß Depew seine Größe hauptsächlich seinem rednerischen Spasmmachertalent zu verdanken hat. Bei großen politischen Banketten und ähnlichen Veranlassungen, wenn Alle schon satt sind und der Kaffee und die Cigarren kommen, erhebt sich lächelnd Depew und hält, in tadellosem Frack und weißer Binde, umstrahlt von unzähligen blendenden Glühlichtern, eine humorvolle, witzige Rede, gespickt mit Anekdoten und Anekdotchen aus dem Leben anderer Leute oder aus seinem eigenen, mit Witz und Witzchen, alten und neuen. Eine Rede, über die man lacht und bei der man verdaut, die man deshalb allen anderen vorzieht. In Amerika wachsen die glänzenden Redner wild, besonders die humoristischen. Ich habe ihrer zahllose gehört, von der echt amerikanischen Sorte, die mit der gleichgiltigsten und fauersten Miene die lächerlichsten Sachen hervorsprudeln, daß Einem der Magen vom Lachen weh thut. Wie Viele von ihnen standen weit über Depew! Und 'soßy gilt Depew als 'der beste Naughtysprecher. Warum? Weil die Zeitungen keinen anderen Götzen so hoch stellen. Depew ist ihr Auserwählter, denn er versteht es meisterhaft, mit den Zeitungen umzugehen. Er ist immer für ein Interview zu haben. Wenn dem Redakteur alle Stricke reißen, so bleibt ihm immer noch Depew, der den geringsten Berichterstatter vom geringsten Blättchen mit bezaubernder Lebenswürdigkeit empfängt, sich in sechs verschiedenen Tönen von ihm aufnehmen läßt und ihm im Handumdrehen zwei oder drei Spalten

des amüsantesten Lesestoffes liefert. Wer nie in kummervollen Nächten auf einem Redakteurstühlchen saß und nach Stoff schrieb wie Richard der Dritte nach einem Pferd, Der weiß nicht, was ein Depew den Zeitungen werth ist. Er erzählte einmal eine niedliche kleine Geschichte aus seinen Knabenjahren in Peckskill. Dreizehn Jahre war er damals alt. Es war gerade Frühlingsanfang. Noch trieb das Eis im Hudson. Aber Chauncey hatte Lust zu einer Spazirfahrt im Segelboot auf dem Fluß. Er führte seinen Plan aus. Als er jedoch in der Mitte des Flusses war, wurde sein Boot von einem heftigen Windstoß umgeworfen und er fiel in das eisige Wasser. Zum Glück konnte er auf den Kiel des Bootes klettern und trieb dort, rittlings sitzend, Stunden lang auf dem Wasser, bis ihn ein Fischer rettete. „Während der ganzen Zeit“, meinte Depew lächelnd, „hatte ich nur den einen Gedanken, was die Zeitung von Peckskill über die Sache bringen würde. Sie hatte siebenzehn Zeilen darüber!“ In der Zeitung zu stehen, erschien ihm also schon damals als der Gipfel alles irdischen Glückes. Er ist sich darin treu geblieben. In welcher Beleuchtung er in der Zeitung steht, ist ihm gleichgiltig. Wenn er nur drin steht. Ich erinnere mich lebhaft eines Interviews, das im „Journal“ veröffentlicht wurde. Der Berichterstatter hatte Depew früh morgens erwischt, als er beim Ankleiden war. Das genierte Depew nicht im Geringsten. Er gewährte die Unterredung und gestattete sogar die Veröffentlichung komischer Skizzen, die ihn in Unterhosen darstellten, wie er gerade sein Oberhemd anzog. Da war von Depew nichts zu sehen als zwei lange dünne Beine und das Oberhemd, aus dessen Halsöffnung Depew's Worte herauskamen, wie etwa: Yes, I think it's a good idea! oder: That reminds me of a joke! Jrgend Etwas erinnert nämlich Depew an irgend einen Witz. Er hat das eiserne Gedächtniß aller Humoristen für Witze. Die Bilder wirkten gräßlich komisch, doch nicht recht passend für einen würdevollen Bundes senator und Präsidenten der Vanderbilt Bahnen. Im Allgemeinen sieht freilich der Amerikaner nichts Bedenkliches in solchen Dingen. Er ist gegen alle Ausschreitungen der Presse in Wort und Bild abgehärtet. Warum sollte Depew eine Ausnahme machen? Er hat sich der Presse mit Haut und Haaren verschrieben. Nun gehöret er ihr. Kommt er von einer Reise aus Europa zurück, so überfallen ihn die Berichterstatter auf dem Dampfer schon draußen im Hafen an der Quarantainestation und wollen wissen, was er erlebt hat, wie er König Edward findet, was er von Kaiser Wilhelm denkt, ob Paderewski noch alle seine rothen Haare hat, wie die Aussichten für den amerikanischen Handel in China sind, was man in Europa von den Amerikanern hält. Depew erzählt ihnen Alles, mit vielen Witzchen dazu, und besonders erzählt er, wie täglich fünfzigtausend Europäer vor lauter Bewunderung alles Amerikanischen auf den Rücken fallen. Das kitzelt die nationale Eitelkeit angenehm. Und weil Depew als öffentlicher Spazmacher eine so dankbare Figur für die Zeitungen ist, haben sich auch noch andere Leute seiner bemächtigt, um ihn geschäftlich auszubenten. Vor einigen Jahren benannte ein unternehmender Fabrikant eine Cigarre nach ihm. In New-York sah man auf Bäumen und Mauern eine rüsige bunte Anzeige, die in fetten Lettern die Chauncey Depew Cigar anpries. Daneben sah man ein überlebensgroßes Brustbild von Depew, dem mild lächelnden. So war er, mit der Cigarre, nur noch mehr „in Aller Munde“. Man kann in

New-York kein Zeitungsblatt öffnen, ohne auf den mild lächelnden Depew zu stoßen, der die Vorzüglichkeit irgend eines Gegenstandes bescheinigt, sei es ein Puzpulver, eine Seife, ein Malzextrakt, ein Piano, ein neuer Roman. Rennpferde, Yachten, Dampfboote, Postenträger, Hüte, Hunde, Kapsen, Papageien und Säuglinge werden auf seinen Namen getauft. Und Depew lächelt mild und sagt: „Wie Gott will, ich halt' still. Je mehr, desto besser!“ In ähnlicher Weise verfahren die Politiker mit ihm, die ja auch nur Geschäftsleute sind, namentlich in den Vereinigten Staaten. So ist er im Laufe der Jahre zu einer nationalen Größe geworden, ohne wirklich groß zu sein. Kein Wunder: die Pantros sehen einander ja immer durch ein Vergrößerungsglas.

New-York.

Henry F. Urban.



Morgan-Ballin.

Die amerikanische Gefahr: als das Schlagwort entstand, wurde es von Allen, die sich für gut unterrichtet hielten, mit verächtlichem Lächeln empfangen. Es war die Zeit der Hochkonjunktur und Niemand wollte glauben, irgend ein erdenklicher Faktor könne die industrielle Glückseligkeit Deutschlands überhaupt noch stören. Wer damals von der amerikanischen Gefahr sprach, verstand darunter die drohende Invasion amerikanischer Industrieprodukte, die das Weltmeer auf unseren Markt spülen werde. Die Propheten aus jenen Tagen haben in vollem Umfange Recht behalten. Wenn auch die Ueberschwemmung des deutschen Marktes mit amerikanischen Produkten noch nicht in dem erwarteten Maße eingetreten ist, so hat jedenfalls die Konkurrenz Amerikas schon ganz außerordentlich zur Herabdrückung der Weltmarktpreise und damit zur allgemeinen Krisis beigetragen. Zugleich aber hat der Inhalt des Schlagwortes sich geändert. Nicht allein mehr der amerikanische Waarenexport wird heute gefürchtet: Amerika als kapitalistische Großmacht erregt unser Entsetzen. Was man ursprünglich mit Jubel begrüßte, muß man jetzt mit bekümmerten Blicken sehen. Als in der Zeit der großen deutschen Geldnoth die Amerikaner unsere Anleihen aufnahmen, uns also finanziell unterstützten, da sahen nur Wenige, daß dieses Ereigniß eine neue Etappe auf dem Wege war, den die Vereinigten Staaten beschritten haben und der sie zur Herrschaft über Europa führen soll. Schon haben sie in neuester Zeit wieder einen Schritt vorwärts gethan; schon müssen wir befürchten, daß unsere großen Schiffsahrtsgesellschaften Amerika tributpflichtig werden.

Mit uns Europäern märchenhaft scheinender Schnelligkeit hat Amerika sich in ein mächtiges Industrieland verwandelt. Die Ursachen dieser Entwicklungsmöglichkeit sind bekannt und auch hier oft schon erwähnt worden. Amerika spielt heute ganz die selbe Rolle wie England zur Zeit Friedrichs Vist; und leider ist auch die Leichtfertigkeit der deutschen Auffassung diesmal nicht geringer. Das reichthändlerische Amerika, das man jetzt bei uns mit einem gewissen Enthusiasmus kommen sieht, wird noch viel gefährlicher sein, als es das schutzöllnerische war.

Denn im Schutzzoll lag doch immerhin noch das Zugeständniß einer gewissen Schwäche und Unreife. Die Umkehr zum Freihandel aber bedeutet nichts weiter als die Ankündigung, daß Amerika sich jetzt für fähig hält, die Welt in die Tasche zu stecken, oder, wie früher das Schlagwort englischer Freihändler lautete, die Werkstätte der Welt zu sein.

Die amerikanischen Kapitalmagnaten sind die gewandtesten der Welt. Allerdings ist es für sie leicht, gewandt zu sein, denn die Machtmittel, die ihnen zu Gebote stehen, sind stärker und differenzirter als die ihrer kontinentalen Millionengenossen. Sie beherrschen nicht nur die großen Eisengesellschaften des Landes, an die sich wieder unzählige Werkstätten von Hilfsprodukten gliedern, sondern in ihrer Hand ruht auch die Herrschaft über die Transportmittel und über die Börse. Aus dieser Personalunion, die sie zu Herren der wichtigsten wirthschaftlichen Gebiete macht, ziehen sie denn auch nach Möglichkeit Nutzen. Wo in Deutschland die gemeinsame Arbeit ganzer Duzende von Spekulanten nöthig ist, da genügt in Amerika die Bureauabspolition eines einzigen Mannes. Der Zaumel, die Anspannung oder Ueberspannung aller Lebenskräfte des Volkes der Vereinigten Staaten, dieses Schauspiel, das wir halb erschreckt, halb bewundernd anstaunen, zeigt uns den Versuch der Großkapitalisten, sich vor der drohenden Aenderung der Formen amerikanischer Handelspolitik zu sichern. Ihnen könnte der Freihandel in gewissem Sinn gefährlich werden. Ihre Monopole werden zwar nicht so bald enden; der Profit aber muß kleiner werden, wenn die Zollschranken fallen und das Ausland in den Staaten der Union zum Wettbewerb zugelassen wird. Ein Wink des Herrn Pierpont Morgan hat genügt, um die Eisenbahndirektoren plötzlich erkennen zu lassen, daß die Schienen und Wagen in einem unwürdigen Zustande sind. Milliardenaufträge werden von den Bahngesellschaften, deren Aktien Morgan besitzt, an die Stahlgesellschaften gegeben, die im Trust organisiert und gleichfalls Morgan unterthänig sind. Die Preise für Stahlwaaren steigen deshalb, aber die Morgan gehorchende Presse fragt nicht nach der Ursache der jähen Preissteigerung, sondern feiert in überschwänglichen Berichten die Thatfache, daß in dem selben Augenblick, wo die kontinentale Wirthschaft an Erschlaffung schwer leidet, Amerikas Bedarf über alle Erwartung wächst und Schienen und andere Eisenprodukte kaum noch zu haben sind. In den Köpfen tieferer deutscher Denker weckt dieser Anblick wieder den Glauben, die wirthschaftliche Krisis könne durch den blühenden Wohlstand Amerikas aufgehoben werden. Höchstens werden die deutschen Aktiengesellschaften noch mit einigem Mißtrauen betrachtet; vorsichtige Leute halten für rathsam, erst abzuwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden. Die amerikanischen Aktien aber bringen ja sicher überreichen Gewinn; da ist Vorsicht und Mißtrauen nicht nöthig. Wie Spender neuen Segens werden die Agenten Morgans begrüßt, die in Deutschland die Aktien des Stahltrusts abzusetzen bemüht sind. Der kluge Herr versucht eben, sein Eisen zu schmieden, so lange es warm ist. Er will — und kann — die Lage der amerikanischen Industrie im günstigsten Licht zeigen und benutzt seine Macht, um die Aktien des gewaltigen Trusts nach Deutschland zu schieben, ehe die Beseitigung der Schutzzollschranken die Erträgnisse schmälert.

Der Verkauf der Stahlaktien hat wohl noch einen anderen Grund. Morgan und seine Leute möchten ihr Kapital frei machen, weil ihnen die völlige Monopoli-

sirung eines anderen Geschäftszweiges im Augenblick wichtiger scheint. Sie möchten den Weltverkehr monopolisiren. Schon gebietet Pierpont der Große über eine Anzahl amerikanischer Rhedereien und immer wieder wird geäußert, er wolle auch in der Verwaltung der deutschen Schifffahrtsgesellschaften festen Fuß fassen. Damit hat die amerikanische Gefahr einen sehr bedenklichen Höhepunkt erreicht. Zwar wird die Behauptung, schon jetzt seien große Aktienmengen des Lloyd und der Packetfahrt in amerikanischen Händen, noch bestritten; vielleicht mit Recht. Die Absicht, in das deutsche Rhedereigenschaft einzugreifen, besteht aber sicher. Das lehrt uns das Bemühen der amerikanischen Großkapitalisten, einen sehr charakteristischen Satz in die Bill über die Subvention zu bringen. Diese Bill ist gewissermaßen eine Vorbedingung für den Uebergang zum Freihandel. Muß man nämlich schon die ausländische Konkurrenz zulassen, so will man nach Möglichkeit wenigstens den Handel in diesen Produkten monopolisiren. Der selbe Gedanke, der in Cromwells Navigationakte als merkantilistische Idee des siebzehnten Jahrhunderts der Vorläufer umständlicher Schutzzollsysteme war, löst merkwürdiger Weise am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts den Schutzzoll ab. Die amerikanischen Schifffahrtsgesellschaften sollen vom Staat unterstützt werden. Den amerikanischen Großkapitalisten genügt aber nicht die Subventionierung rein amerikanischer Gesellschaften; auch die Gesellschaften sollen, so fordern sie, subventionirt werden, deren Aktien wenigstens zur Hälfte in amerikanischem Besitz sind. Dieser Plan zeigt doch ganz deutlich, daß man drauf und dran ist, ausländische Schifffahrtsgesellschaften zu erwerben, daß der Welthandel von Amerika aus monopolisirt werden soll.

Herr Ballin, der Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, hat erklärt, dieser amerikanischen Gefahr könne man durch eine Aenderung der Statuten vorbeugen. Mir scheint aber, solche Ideen gehen aus einer Täuschung über den Charakter großkapitalistischer Invasionen hervor. Merkwürdig ist nur, daß gerade ein Mann vom Schlage des Herrn Ballin, der doch wissen muß, wie leicht selbst die komplizirtesten Bestimmungen des Aktiengesetzes zu umgehen sind, sich solchen Illusionen hingeben vermag. Herr Ballin und sein Konkurrent vom Norddeutschen Lloyd waren neulich Gäste des Kaisers und diese Thatsache hat genügt, um allerlei wilde Kombinationen aufwuchern zu lassen. Sogar von einer Verstaatlichung der Handelsmarine ist gesprochen worden. Das richtigere Augenmaß aber wird wohl bei denen sein, die voraussetzen, man werde erhöhte Subventionen für unsere Dampferlinien fordern. Haben wir aber ein Interesse daran, unseren Dampferlinien neues Geld zuzuwenden, bevor wir sicher sind, daß sie nicht in amerikanischen Besitz übergehen? Ich glaube: Nein. Dahin soll es hoffentlich doch nicht kommen, daß Herr Morgan aus den Steuern des Deutschen Reiches eine Unterstützung in Gestalt einer erhöhten Dividende empfängt und daneben, wenn er die Hälfte des Aktientkapitales der Packetfahrt-Gesellschaft in seine Hand gebracht hat, amerikanischer Staatspensionär wird. Wer sagt, daß diese amerikanische Staatspension auch den deutschen Aktionären nützlich sein müsse, bietet uns einen recht schwachen Trost. Die internationale Plünderung der fettesten Großkapitalisten ist doch gewiß kein innig zu wünschendes Ziel.



Geschäftsbericht.

Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise, wenn durch die Prachtstraßen der Städte die Frage schleicht, ob denn auch diesmal der nahe Winter für Rindslende und Hammelrücken keinen passenden Ersatz bringen werde, dann sitzen im sorglich bewachten Zimmer die Klügsten der Aufrechten, so da Aktiengesellschaften vorstehen, und besinnen das letzte, oft das schwerste Werk des Kalenderjahres: den Geschäftsbericht. Der soll der Generalversammlung vorgelegt werden, in deren Mitte nicht selten die Bosheit das laute Wort führt, und der Presse die Möglichkeit bieten, mit neuem Muth und altem Brustton für das Unternehmen Stimmung zu machen. Die zum Trug Entschlossenen haben es leicht; sie wählten früh schon den Weg des als ein Schwindelgenie zu preisenden Mannes, dessen Wand der Spruch zierte: „Christlich im Wandel, Ehrlich im Handel“, den Weg Terlindens, der stets zwei Buchführungen hatte, eine richtige für den Privatgebrauch und eine falsche, auf ganze Stöße gefälschter Aufträge und Rechnungen gestützte, für Geschäftstheilhaber, Kunden und Gläubiger. Wer mit solcher Voraussicht begann, braucht selbst vor des schlechtesten Jahres Schluss nicht zu zittern; hübsche Ziffern stehen ihm immer in stattlicher Reihe zur Gebot. Doch nicht Jeder ist verwegen genug, eine Bahn zu betreten, die, je nach dem Zufall der Glückslaute, nach Milwaukee oder Noabit führen kann. Und Denen, die noch den Willen zur Redlichkeit haben, bürdet die Pflicht, über ein mageres GeschäftsjahrBericht zu erstatten, eine schwer zu tragende Last auf. Sie sollen die von der Börse erwartete Dividendenhöhe erklimmen — denn die Börse will nicht überrascht sein —, sie dürfen keine unerwünschte Abschreibung machen und müssen sich doch vor dem Verdacht hüten, der Wahrheit hätten sie, als ungetreue Verwalter, nicht die ihr gebührende Ehre gegeben. Solchem Konflikt der Pflichten entwinden nur Wenige sich unbeschädigt; und diese Wenigen selbst wagen selten, die neue Bilanz, das Angstkind schlafloser Nächte, ohne den Schleier zu zeigen, der bis zur letzten Stunde die Jungfrau dem werbenden Blick des Freiers verhüllt. Leichter, viel leichter haben es die Staatsgeschäftleute, die bei uns unter der Firma der Verbündeten Regierungen handeln und wandeln. Zwar müssen auch sie nach alter Sitte das Gewinn- und Verlust-Konto, den Etat, kritischem Bestreben unterbreiten; doch keine Sorge braucht sie zu schrecken, kein Staatsgerichtshof bedroht sie mit Strafen, keines gefährlichen Kritikers Auge wird auch nur merken, wie künstlich, auf schwankem Moorgrund, manches Zifferngedäude errichtet ist. Das Gedächtniß der Völker und der von ihnen in die Parlamente entsandten Vertreter ist kurz, bewahrt namentlich Leid und Groll fast niemals lange. Wer denkt noch an den Chinesenkrieg, wer ist entschlossen, ohne Sentimentalität, aber auch ohne unterthänige Ergebenheit für diese schlimmste, unverzeihlichste Sünde der ganzen Reichsgeschichte von der Regierung in schroffem Ton Rechenschaft zu fordern? Wer wird mit zorniger Leidenschaft die Politik verdammen, die auf den zuverfichtlichen Glauben an ewige Dauer des berüchtigten „Aufschwunges“ gegründet war und nun eine Trümmersätte um sich sieht? Ein winziges Häuflein höchstens, dessen Greinen verhallt. Die Meisten werden, weil es bequemer ist, sich selbst vorlägen, daß wir „eigentlich noch ganz gut aus China herausgekommen sind“ und daß „die wirthschaftliche Krisis schon wieder im Weichen ist“. Der wichtigste Ultimo-termin naht, für neue Emissionen soll Stimmung gemacht werden, die der langen Ballzeit müde Börse ist froh, wenn ein paar flinke Faisseurs den Anstoß zu Kurs-

steigerungen geben: da kann man, mit gutem Willen, sich stellen, als sei das Aergste vorbei. Keiner glaubt's; jeder Verständige weiß, daß noch viel Aergeres kommen wird, kommen muß, daß der Traum von der wirtschaftlichen Welt Herrschaft ausgeträumt ist und daß es Thorheit war, im Traum dem Schicksal eines Millionen-volkes die Bahn weisen zu wollen. Die leichtsinnigen Leute, die Jahre lang dieses traurige Spiel mitgemacht haben, werden sich, so lange es irgend geht, vor dem Eingeständniß ihres Fehlers hüten. Ihren Eifer können sie ja im Kampf um den Zolltarif austoben, den der schlaue Kanzler weislich der Berathung des Etats vorangestellt hat. In diesem Kampf wollen die Parteien, von denen allein eine furchtlose Kritik der Regierung zu hoffen wäre, keine Waffe missen, auch die nicht, die ihnen das Argument bietet: die Handelsverträge hätten den Wohlstand der Deutschen gewuchert; deshalb muß die Pögende erhalten bleiben. Daß die selben Handelsverträge den Niedergang so wenig wie den Aufschwung unseres Wirtschaftslebens zu hindern vermochten: davon wird jetzt nicht gern gesprochen, weil man sonst zugeben müßte, daß diese Dinge heutzutage gar nicht mehr die erderschütternde Bedeutung haben, die man ihnen noch immer beilegen möchte. Ein mit starken Exportstaaten abzuschließender Handelsvertrag ist freilich stets eine wichtige Sache. Ist in dem selben Umfange aber auch ein Zolltarif, der für künftige Verhandlungen doch nur die Grundlage schaffen soll? Gewiß, wenn es sich um eine Aenderung des Weges, um die Anerkennung neuer Wirtschaftsgrundsätze handelt. Davon kann jetzt nicht die Rede sein. Die Verbündeten Regierungen wollen um jeden Preis Tarifverträge abschließen und glauben, günstige Verträge auch nach der Erhöhung vieler Zollsätze erreichen zu können. Man sollte sie gewähren lassen, statt in umständlichen Debatten über die Höhe der einzelnen Tarifpositionen tausendmal Gefagtes zu wiederholen. Die Parteien, die Zollfreiheit fordern, weil sie jeden Zoll für eine drückende Belastung der Aermsten halten, und die anderen, die lieber auf Tarifverträge verzichten als einen Kornzollsatz unter sieben Mark annehmen wollen, sollten den von den Regierungen ihnen vorgelegten Entwurf ohne lange Reden einfach im Plenum ablehnen; die übrigen sollten geduldig abwarten, was die deutschen Unterhändler erreichen. Die Handelsverträge kommen ja an den Reichstag. Dann wird man erweisen, was die beamtete Weisheit geleistet, was sie gewonnen und verloren hat, und dann ist es Zeit, ein Referendum in der Form neuer Wahlen zu fordern. Auf dem jetzt beschrittenen Wege wird ein großer Aufwand zwecklos verthan. Langweilig war die Berathung schon am ersten Tage und langweilig wird sie bleiben. Den Direktor einer Aktiengesellschaft würde die Generalversammlung auslachen, wenn er ihr mit feierlichem Pathos verkündete, die Gesellschaft sei entschlossen, für ihre Produkte so hohe Preise zu nehmen, wie sie unter den Marktverhältnissen zu bekommen sind. Auf solche Gemeinplätze lassen geriebene Geschäftsleute sich nicht führen. Nicht, was geschehen könnte, wollen sie wissen, sondern zunächst, was geschehen ist; denn daraus können sie Schlüsse auf die Fähigkeit der Geschäftsleiter ziehen. Ueber neue Thaten wird die nächste Bilanz sie besser als jeder Ausdruck des Wünschens und Hoffens belehren. Solche Geschäftsleute sollte dem Reichstag das Beispiel geben; auch ihm sollte die vollbrachte That mehr gelten als das schönste Versprechen. Die Regierung verspricht, mit der Waffe des neuen Zolltarifes nützliche Handelsverträge zu erstreiten. Das Ziel hat sie sich gesetzt; man gebe ihr den nöthigen Raum und prüfe inzwischen mit unerbittlicher Strenge, was ihr Geschäftsbericht verräth und verschweigt.